C

Friedrich von Scharfenstein

oder

Magdeburgs Zerstörung.

Eine Erzählung

aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges.

Von

M. Lehmann.

Zweite, verbesserte Auflage.

Regensburg, New York & Cincinnati.
Druck und Verlag von Friedrich Pustet.
1891.

„Das kann als Beispiel dienen, wie eine vorgefaßte Meinung mit der Zeit Kraft gewinnt und in der Geschichte Platz nimmt.“

Gejer.

Einleitung.

Schon in den ältesten Zeiten der deutschen Geschichte war Magdeburg ein sehr wichtiger Platz für den Handel, den Krieg und die Gewerbe. Dazu trugen neben dem Gewerbsfleiße der Einwohner hauptsächlich die Lage der Stadt an dem schönen Elbestrom und die Fruchtbarkeit der nächsten Umgebung bei. Dieses Verhältnis hatte sich aber im Verlaufe der mittleren deutschen Geschichte noch mehr zum Vorteile der Stadt gestaltet. Und so sehen wir denn in den Zeiten des siebenzehnten Jahrhunderts, in welchem der schreckliche dreißigjährige Krieg, wohl die fürchterlichste Geißel unseres Vaterlandes, zum Ausbruche und zum Austrage gekommen, die Stadt Magdeburg als einen strategisch-wichtigen Punkt, auf den alle streitenden Parteien gleichzeitig ein wachsames Auge gerichtet hatten. Die Kaiserlichen mußten Magdeburg haben, um diese Festung zur Grundlage ihrer Operationen zu machen, als die Schweden im Besitze von Frankfurt an der

Oder waren. Das sahen alle kaiserlichen Feldherren ein, daher auch der Heldenmut, mit welchem sie sich des „Schlüssels zur Elbe“ zu bemächtigen suchten. Daher auch die Intriguen, welche von feindlicher Seite angezettelt wurden, um der gegnerischen Partei jenen sichern festen Stützpunkt zu entreißen, welcher für die Schicksale des ganzen Elbegebietes — ja für ganz Norddeutschland hätte entscheiden können, wenn ihn nicht zur Zeit seiner Eroberung durch die ruhmgekrönten Feldherren Tilly und Pappenheim ein solch' fürchterliches Verhängnis getroffen hätte.

Wir glauben, daß ein Blick in jene Zeit wohl von großem Interesse sein wird, wenn auch das schmerzlichste Bild deutscher Zersplitterung und unheilvoller Ränkesucht vor unsern Augen aufgerollt werden müßte. Wir sind der Ansicht, daß dies um so lohnender sein werde, weil ja die Meinung, als habe Tilly die Stadt Magdeburg zerstört, von Vielen noch als historisches Dogma auf Treue und Glauben hin angenommen wird. Es wird ein Blick in jene Zeit aber als verdienstlich erscheinen, wenn man erwägt, daß durch eine würdevolle leidenschaftslose Betrachtung der Thatsachen, welche der Zerstörung Magdeburgs zu Grunde liegen, mannigfache schiefe Ansichten und langgewohnte Vorurteile bekämpft werden können, welche in vielen Köpfen durch die parteiische Auf-

fassung des bezeichneten Gegenstandes Platz gegriffen haben. Gestehen wir hinfort: wenige Thatsachen in den Blättern der Geschichte sind wohl von Unkundigen so sehr entstellt und verzerrt worden, als das Verhängnis Magdeburgs, und kein Mann ist je so verkannt und gelästert worden — wir möchten gerne sagen: mit Absicht und aus Unkenntnis! — als der mit den schönsten Siegen geschmückte Held Tilly, von dem ein bewährter Geschichtsforscher sagt: „Er war ein Feldherr, wie Bayern keinen, Europa nur wenige gehabt.“ Uns scheint es wirklich zeitgemäß zu sein, mittelst einer objectiven Auffassung des bezeichneten Gegenstandes durch eine Erzählung in der Form einer historischen Novelle Licht und Wahrheit zu verbreiten, Personen und Sachen gerecht zu werden, auf welche seit vielen Jahren Fluch und Verderben geschleudert wurden. Es soll das vermeintliche Dogma, als habe Tilly Magdeburg zerstört, auch im deutschen Volksleben — auch da hat es sich ja eingefressen! — vernichtet werden, nachdem in gelehrten Kreisen seit mehreren Jahren vernünftige Ansichten einem schmählichen Vorurteil Platz zu machen beginnen. Und so werden wir an der Hand besonnener wahrheitsliebender Forscher die Zerstörung Magdeburgs an unsern Sinnen vorüberziehen lassen, wenn wir auch auf jene Vollständigkeit verzichten müssen, welche die Wichtigkeit des Gegenstandes wohl erheischen dürfte; denn wir

geben blos eine schlichte Erzählung — keine wissenschaftliche Abhandlung, was wir vorlauten Kritikern zu bedenken geben möchten. Die Thatsachen, welche uns von besonderer Wichtigkeit sind, werden wir in Anmerkungen, welche zwar mit dem Ganzen in keiner wesentlichen Verbindung stehen, aber doch zur Aufhellung der Grundidee von Wert sein dürften, objektiv und geschichtlich wahr niederlegen. Ein solch wichtiger Gegenstand bedarf der gründlichsten Darstellung.

Mit diesem kurzen Geleitsbriefe an der Spitze möge unsere schlichte Erzählung zum zweiten Male ihre Wanderung in's Publikum antreten, damit sie sich Freunde und Gönner erwerbe. Sie möge für sich selber sprechen.

Hechingen im Januar 1890.

M. Lehmann.

Friedrich von Scharfenstein

oder

Magdeburgs Zerstörung.

I.

Das Haus in Sudenburg.

Die Nacht war angebrochen. Die Strassen der Stadt wurden mit jedem Augenblicke ruhiger und nur schwach vernahm man die flüchtigen Fußtritte eines Wanderers, der sich in den engen rauchigen Gassen der alten Reichsstadt Magdeburg verspätet hatte, und der leichte Hall verlor sich nach kurzer Dauer. Der Fliehende hatte Eile; denn ein gewaltiger Regen rauschte hernieder, als hätten sich die Schleussen des Himmels geöffnet. Bereits hatten die Regengüsse die engen Straßen und die altersgrauen Gassen der Vorstadt Sudenburg in zahllose Pfützen verwandelt, durch welche die verspäteten Bewohner nur mit Mühe kommen konnten. Ein heftiger Sturm schlug die kalten Regenschauer mächtig an die Giebel und Fensterläden; er heulte mit dumpfem Brausen dahin durch die Räume, welche sich in zahllosen Windungen zwischen den zusammenstoßenden Straßen eröffneten. Der Himmel war mit dichten schwarzen Wolken bedeckt, welche, vom Sturme gejagt, pfeilschnell über die Häuser der Stadt hinweg flogen. In der Stadt selbst herrschte eine Finsternis, und wer mit den Wegen nicht vertraut

war, lief Gefahr, in die Irre zu gehen. Der Sturm, welcher mächtig daherbrauste, hatte die Laternen, welche sonst eine helle frische Leuchte verbreiteten, ausgelöscht. Man konnte also kein anderes Licht entdecken, als die flackernden matten Strahlen, welche die brennenden Kerzen zwischen den Jalousien und den Ritzen und Spalten der Fensterläden in's Freie warfen und deshalb waren auch die Wanderer genötigt, sich wo möglich in der Mitte der Straße zu halten, auch wenn sie durch herabfallende Trümmer verwitterter Dachplatten in Verlegenheit versetzt wurden. Sie durften anderer Gefahren sich nicht erinnern; denn die Einwohner der Stadt waren, in gegenseitigen Hader verwickelt, feindselig gegeneinander gestimmt, und blutige Raufhändel entstanden am hellen Tage und in dem unheimlichen Schatten regnerischer Nächte.

In dieser stürmischen Nacht saß ein Mann in einem einsamen Gemach eines Hauses in der Vorstadt Sudenburg. Das Wohngelaß bot nicht viel Einladendes dar, und man sah außer einem Tisch von festem Eichenholz mit eingelegter Arbeit wenig Gegenstände, die einer Aufmerksamkeit würdig waren. Um den Tisch standen Stühle, denen man es auf den ersten Blick ansah, daß sie ehrwürdige Überreste aus einer längstentschwundenen Zeit sein mußten; denn das Schnitzwerk an denselben war uralt und zeigte mannigfache Spuren einer zerstörenden Hand. In einer Ecke erblickte man ein altes Sopha; es war mit Leder überzogen, welches bedeutend abgerutscht war und allgemach

unheilbare Risse enthielt. An den Wänden hingen einige Waffen, die der Eigenthümer in frühern Schlachten, die er mitgemacht, erobert haben wollte. Es waren Lanzen, lange Reitersäbel und ein paar handfeste Picken. Außer diesen Kriegsgerätschaften sah man in der Tischecke das Bildnis Gustav Adolph's, des bekannten Schwedenkönigs. Der Bewohner des Gemaches mußte ein Verehrer dieses Königs sein; denn in müßigen und ernsten Stunden schaute er mit bemerkenswerter Vorliebe hin auf dieses schlichte Bildnis. Es war stille in dem Gemach, und die geheimnisvolle Einsamkeit wurde nur durch das Knistern des Feuers unterbrochen, welches im Kamine aufflammte, und eine wohlthuende Wärme in dem geräuschlosen Raume verbreitete. Ein Kerzenlicht flackerte auf dem Tische und warf seltsamen Widerschein in die Wohnung. Der Bewohner des Gemaches lag auf dem alten gepolsterten Sitze und hatte seine langen Beine nachlässig ausgestreckt. Er schien in einen leichten Schlaf gefallen zu sein, denn er war bereits vollständig ausgezogen und seine Augenlider waren geschlossen. Manchmal aber spielte ein mattes Lächeln um seine Lippen und gleich wieder darauf runzelte sich seine hohe Stirne.

In diesem Augenblick machte der Nachtwächter seine Runde, und mit einer Picke bewaffnet und mit einer Laterne in der Linken zog er durch die Pfützen, welche der Regen gebildet und stieß manchen Schrei des Unwillens aus, als der weiche Kot über seinen Knöcheln zusammenspritzte.

„Zehn Uhr schlägt die Glock'!" rief er mit heller, durchdringender Stimme. „Bewahret Feuer und Licht!"

Und mit diesen Worten floh er wie ein Gespenst durch die engen Gassen von Sudenburg und bog schnell um die scharfen Ecken, welche die vom Rauche und vom Zahn der Zeit geschwärzten Häuser bildeten.

„Zehn Uhr schlägt die Glock'!" rief er aus und verschwand in einer Gasse.

Auf dieses Wort, das bis in die stillen Räume des einsamen Gemaches gedrungen war, erhob sich die riesige Gestalt eines Mannes, den wir flüchtig beobachtet haben, vom Lager, und er that, als ob er sich den Schlaf aus den Augen reiben wollte, und er hatte doch nur leicht geschlummert. Er lief rasch durch das Zimmer und putzte das Licht mit der Hand, warf die geschwärzte flackernde Lichtschnuppe auf den Boden und zertrat die brennenden Reste vorsichtig mit dem Fuße.

„Den Teufel auch!" rief Oberst Schneidewind aus und strich nach seiner Gewohnheit an seinem dichten Knebelbart. „Wenn er schon da gewesen wäre! Wenn ich die verdammte Glocke — nein, er ist noch nicht gekommen. Er hätte die Schelle kräftig genug gezogen."

Oberst Schneidewind lief an's Fenster, riß es heftig auf und schaute durch eine Lucke, welche sich im Fensterladen befand. Noch fiel der Regen in Strömen herab, und Alles war in eine dichte undurchdringliche Finsternis gehüllt. Man konnte auch bei dem festesten

Willen niemanden vernehmen, und Oberst Schneidewind horchte auf, als ob es ihm ein recht inniges Vergnügen bereitet haben würde, wenn er Schritte vernommen hätte; allein er hörte nichts. Kein Laut drang durch den nächtlichen Raum, den nur das wilde Brausen des Sturmes erfüllte.

„Aber freilich, bei diesem Wetter kann man's niemanden verargen," sprach er ungeduldig vor sich hin, „wenn man sich in sein Nest verkriecht wie der Fuchs in seinen Bau. Mordelement, da darf's Einem nicht Wunder nehmen!"

Und die kräftige Hand des Wehrmanns warf das Fenster zu, daß die halbzerstickten Fenster klirrten und das Holzwerk zitterte, in welches die Flügel eingefügt waren.

Oberst Schneidewind betrachtete sich selbst. Er schien sich wenig zu gefallen.

„Mordelement!" rief er aus, „aber in diesem armseligen Gewande kann ich ihn nicht empfangen."

Schnell griff er nach seinem ledernen Wams und warf es um die kräftigen Schultern, während sich eine reinliche schneeweiße Hemdkrause über demselben erhob, und dann knöpfte er das Wams sorgfältig zu und ein leichtes Lächeln spielte um seine Lippen, als er die blinkenden Knöpfe betrachtete, die so hell und freundlich im Lichte glänzten.

„Es ruht der Schweiß manchen armen Teufels daran," sprach er leise zu sich selbst, „'s ist eigentlich doch Blut- und Sündengeld, das an ihnen klebt. Doch,

wohin führen mich am Ende solche Gedanken? Leb' wohl, Vergangenheit! Ist denn ein Mann, wie ich, nicht zu etwas Großem geboren?"

Und die nervige Hand griff nach einfachen Ledergamaschen, welche sich kleidsam um die Beine schlangen und sich leicht an die weiten Hosen anschlossen. Das Schwert ward von der Wand genommen und nun prangte es an den Hüften des Wehrmannes, der es mit den durchdringenden Augen freundlich zu grüßen schien. Auf dem Haupt saß die Mütze eines Obersten der Lanzknechte und eine bunte Feder wallte gar kühn hernieder über die breiten Schultern, auf welchen einzelne zerstreute Locken lagen.

Da wurden Fußtritte gehört und sie naheten sich dem Hause.

„Pst! — komm, er ist fort!" flüsterte ein Mann, der in einen weiten schwarzen Mantel eingehüllt war. „Diese spießbürgerlichen Kreaturen des Magistrats bringen mich noch in's Grab."

Mit diesen Worten trat ein Mann hinter der Säule eines Brunnens hervor und eine zweite Gestalt folgte ihm. Die Eilenden trugen breite Hüte auf dem Haupte und die Krempen derselben hingen über Stirne und Wangen, so daß das Gesicht beinahe verhüllt war. Die Scharwacht hätte sie schwer erkannt, und man konnte in der großen Finsternis nicht mehr von der Kleidung bemerken.

„Sind wir bald am Ziele?" fragte ein junger Mann von ausnehmend schönen Gesichtszügen und

mit einem stolzen feingestutzten Schnurrbärtchen auf der Oberlippe, „in diesem buckeligen und holperigen Magdeburg — — —“

„Still,“ erhielt er zur Antwort, „seit wir einen katholisch gesinnten Magistrat besitzen, haben die Wände Ohren.“

Und die beiden gingen stillschweigend voran. Sie standen vor dem Hause, in welchem der Oberst Schneidewind wider Willen wohnte, und die Schelle wurde gezogen. Das Fenster ward geöffnet und ein leichtes Husten, dem man aber den Zwang anmerken mußte, ward vernommen. Der Oberst schlich mit dem Licht in der Hand die alte Treppe herab und er schloß vorsichtig auf und hieß die Freunde eintreten.

„Willkommen, Gilbert,“ sagte er freundlich, während er die Hand des Fremden ergriff, „ich hätt's meiner Seele nicht mehr geglaubt, daß Ihr kommen würdet.“

„Das Wetter, das Wetter, lieber Oberst!“ versetzte Gilbert. „Doch ich bin da!“

„Auf Freunde wartet man nie vergebens,“ gab Schneidewind zur Antwort, „ich hab' das in meinem vielbewegten Leben oft genug erfahren.“

Schneidewind strich sich selbstgefällig den Bart.

„Ihr wohnt aber da verdammt einfach, mein Freund!“ sprach Gilbert wieder, „mein Gott, es muß Euch wahrlich in diesem Neste nicht sonderlich behagen.“

„Wie man's nimmt, mein Lieber!“ erwiderte Schneidewind und verzog verächtlich das Gesicht, „wenn

man's nicht zu einem Palaste bringt, so muß es eine Hütte auch thun. Die Sudenburger halten's mit uns und ich gehöre dem Volke. Das wißt Ihr!"

„Ganz recht," sprach Gilbert gleichgültig, „und wenn man eine Wohnung nicht freiwillig bezieht, so — — —"

„Ich verstehe," sprach der Oberst ziemlich barsch, „doch thut Ihr mir einen Gefallen, wenn Ihr mich nicht an eine Sache erinnert, über welche ich einen so rasenden Zorn empfinde, daß mir der leiseste Gedanke daran das Blut in den Kopf jagt. Meint Ihr, ich habe es vergessen, daß mich der Kaiser abfangen lassen wollte? Was bildet sich denn der Kaiser ein? Ich sollte sein Gefangener werden, um am Ende mein kostbares Leben am Strange zu büssen? Mein Freund, dazu ist's noch Zeit. Daß ich lebe und meine lieben Sudenburger — ich wollt' sagen: Magdeburger — mit mir, dafür wird jener sorgen."*)

*) Oberst Schneidewind hatte sich als Abenteurer und Verschwörer einen Namen von höchst zweideutigem Rufe errungen. In den Niederlanden war er ein rühriger Gegner des Kaisers. Er ward von dem Administrator des Stiftes Magdeburg, Christian Wilhelm, nach Magdeburg berufen, wo er an die Spitze der städtischen Besatzung gestellt wurde. Hier war ihm eine gute Gelegenheit geboten, als Aufwiegler der untern Volksklassen zu arbeiten. Weil er sich nach dieser Seite hin zum Nachteil der kaiserlichen Sache auszeichnete, forderte der kaiserliche Oberst Aldringer dessen Auslieferung. Es geschah nicht; Magdeburg erklärte, daß sich die Auslieferung nicht mit den „Freiheiten der Stadt vereinbaren lasse. Siehe hierüber: „Magdeburg nicht von Tilly zerstört. Von Dr. A. Heising. S. 7."

Der Oberst zeigte mit dem Finger auf das Bild des Königs von Schweden.

„Das ist der Mann, der uns allein helfen kann," sprach der Oberst mit Festigkeit. „Wenn er nicht kommt, so wird unsere Stadt mit ihren Freiheiten von den wilden Horden eines Wallenstein oder von den Söldlingen eines Tilly verzehrt."

„Da habt Ihr auch mein Glaubensbekenntnis," rief Gilbert aus, während er die rechte Hand seines Freundes heftig schüttelte, „ja, wenn Gustav Adolph nicht bald erscheint, dann sind wir verloren, und mit der evangelischen Freiheit ist's im deutschen Reiche auch aus. Ich bin ein eifriger Prediger der evangelischen Wahrheit. Das wißt Ihr wohl — ganz Magdeburg sagt es, und ich besitze Einfluß: ein brennender Zunder, von meiner Hand unter das unzufriedene gedrückte Volk geworfen, wird Wunder verrichten."

„Das glaube ich Euch," sprach der Oberst, „aber wir müssen eilen, und schon nimmt sich die katholische Partei viel heraus.*) Wenn wir derselben kein Hindernis in den Weg legen, dann sitzen wir — nach einem Jahre dick und sicher in der Finsternis des Papsttums. Ich bin nicht umsonst so weit in der

*) Im gleichen Sinne wirkte Gilbert de Spaignart; nach allen Nachrichten, welche auf uns gekommen sind, war er ein fanatischer Gegner des Restitutionsedicts und des Magistrates der Stadt, weil er sich gegenüber dem Edict zu „glimpflich" benahm. Er war Prediger an der St. Ulrichskirche in Magdeburg. Das Nähere siehe a. a. O. S. 13.

Welt herumgekommen, um das nicht herauszufühlen, und was das Schlimmste ist: es geht den Herren Pastoren an das Leben."

Gilbert, ein fanatischer Prediger, der stets darauf bedacht war, das Volk gegen die Obrigkeit aufzureizen, ward blaß im Gesichte. Es gab Dinge, die ihn mit einer solchen Wut erfüllten, daß er an allen Gliedern zitterte.

„Das wollen wir verhüten," sprach Gilbert, „wer anders sollte der Mann dazu sein, als Ihr?"

„Getroffen," rief der Oberst feurig aus, „ich spreche als ein offener guter Freund zu Euch. Ich bin ein alter Verschwörer und das hab' ich in den Niederlanden bewiesen, wo ich stets an der Spitze der Bewegung gegen das Haus Habsburg war. In der guten Stadt Magdeburg will ich einen ähnlichen Tanz aufführen, daß dem Tilly und seinen Gesellen Hören und Sehen vergehen mag. Der Schwede steht in Deutschland. Der Schwede ist unsre Hoffnung und auf ihn setze ich und baue ich Deutschlands Zukunft. Wir müssen uns rühren, und die Zeit kommt rasch und vergeht schnell. Doch über unsere Pläne wollen wir — —"

„Schweigen schadet selten," fiel Gilbert ein, „und Vorsicht ist für Alles gut."

„Da habt Ihr das Rechte getroffen," gab der Oberst zur Antwort und drehte sich so schnell auf dem Absatze herum, als wollte er sich überstürzen.

Sein Auge flog auf Gilberts Begleiter, und er ließ das Auge sinken, als ob er Reue über seine Worte

empfände. Doch schnell raffte er sich auf und musterte mit einem Blick, so scharf wie das Auge eines Adlers, den jungen Mann, den Gilbert mitgebracht hatte. Der Oberst merkte alsogleich, daß er es mit einem frischen Edelmanne aus einer altadeligen, vornehmen Familie zu thun habe. Des Junkers Gesichtszüge waren schön und ernst zugleich. Er war von hoher Gestalt und vollkommenem kräftigem Wuchse und an den Schläfen wallten blonde Locken, die bis auf die Schultern hernieder fielen. Er war auf's kostbarste in Sammt und Seide gekleidet und sein Äußeres stach gegen die zwei anderen Anwesenden gewaltig ab. Ein freier Geist sprach aus dem hellen und großen Auge, und die hohe gewölbte Stirne ließ eine große geistige Überlegenheit ahnen. Der Fremdling war unbewaffnet; er trug aber unter dem Wams einen Dolch, um jenen zu zeigen, daß eine Rose mit Dornen versehen sei, wenn sie eine wilde schmutzige Hand unberufen berühre. Der Oberst war erstaunt und überrascht, und sein Blick wurde milder.

„Habt Euch nicht zu fürchten," sagte Gilbert, „der Junker ist ein ehrliches Magdeburger Kind."

„O darf ich fragen?" rief der Oberst aus, während er wieder nach dem langen Barte griff.

„Es ist unser junger Freund, ein naher Verwandter zu dem allverehrten Herrn Hans von Rosenberg," sprach Gilbert mit Ernst. „Hans von Rosenberg*)

*) Ein fingirter Name.

ist ja, wie ich glaube, unsere erste Stütze im Rate. Wer verteidigt unsere Sache im Magistrate, als er? Wir dürfen wohl voraussetzen, daß der Junker in die Fußstapfen seines wackeren Verwandten treten wird. Hans von Rosenberg hat mir seinen lieben jungen Gast gestern selbst vorgestellt."

„Dann muß ich noch mehr um Entschuldigung bitten," sprach der Oberst herzlich, „daß ich Euch so spät bemerkt habe."

„Schiebt alle Schuld auf mich," entgegnete Gilbert zutraulich. „Indessen nimmt es Friedrich von Scharfenstein*) nicht so genau mit den Äußerlichkeiten des Umganges, wie er mir selbst sagte."

„Und Ihr habt den Kopf zu voll," versetzte der Oberst mit Würde, „wem liegt das Wohl der Stadt mehr am Herzen, als Euch, mein ehrenwerter Gilbert! Wo es gilt, den Freiheiten der Bürger auf die Beine zu helfen, da fehlt auch mein Gilbert nicht. Das muß ich sagen, Ihr seid ein rechter Mann. Aber hütet Euch vor den Kreaturen des Rates und des Kaisers, die in unsern Tagen im finstern schleichen und jeden fassen, der ihnen nicht bequem erscheint. Ihr selbst wißt am besten, wie der Rat der ehrsamen Stadt über Euch und Eure Collegen denkt. Seht, die kaiserlichen Söldlinge haben es dahin gebracht, daß ich mein schönes Haus auf dem Markte verlassen und hieher ziehen mußte. Es halten sich Unterhändler des Kaisers

*) Ein fingirter Name.

in der Stadt auf; wenn mich nicht alle Sinne täuschen, so hat sich der Magistrat ergeben und er ist des Kaisers unterthäniger Diener geworden."

„Laßt es gut sein," sprach Gilbert mit Wärme, „ich bin ein Diener Gottes, mit mir werden sie glimpflicher umgehen als mit Euch. Doch lassen wir das: kommt Zeit, kommt Rat."

„Setzen wir uns," sagte der Oberst, während seine Augen schalkhaft auf dem jungen Manne ruhten, „es ist noch nicht Zeit."

Friedrich von Scharfenstein blickte auf. Das letzte Wort aus dem Munde des Obersten machte ihn stutzig. Er war zwar nur wenige Tage in der Stadt, und er hatte doch den Geist, der in derselben herrschend geworden war, in dem Maße kennen und würdigen gelernt, daß er wußte, daß die Stadt unter dem Einflusse einer rohen Pöbelmasse und dessen Trägern und Lenkern einer schweren Prüfung entgegen gehe. Obgleich er noch sehr jung war, so sah er doch ein, daß es mit der schönen Stadt ein schlimmes Ende nehmen werde, wenn die Leidenschaften noch mehr erwachten. Allein er hielt mit seiner wahren Meinung zurück. Er hatte zudem durch eine Reihe von Jahren eine vortreffliche Schule genossen und war im Kriegsdienst gewesen, hatte vieles gesehen und gehört, und er verglich sorgsam die Wahrheit und das Recht mit den Floskeln, welche die Aufrührer dem Volke hinwarfen, um es in beständiger Aufregung zu erhalten, und er mußte es sich gestehen, daß die Versprechungen der Gegner des Kaisers und

des Magistrates nur eitel Wind seien, und daß sie nur dazu bestimmt waren, das niedere Volk gegen die Obrigkeit aufzuhetzen. Er hatte aber auf seinen Reisen Klugheit gelernt, und hatte sich an's Schweigen gewöhnt. Wenn es aber galt, mit seiner Farbe herauszurücken, so that er es als ein Mann mit Freimut und Offenheit, und von dieser Seite hatten ihn aber Gilbert und der Oberst nicht kennen gelernt. Gilbert glaubte, Friedrich von Scharfenstein werde in die Fußstapfen seines Oheims treten. Er war ja ein Verwandter des ehrenwerten Ratsherrn, und das war ihm genug.

Der Oberst rückte also geschwind zwei Stühle zurecht, und Gilbert und Friedrich von Scharfenstein setzten sich. Das Feuer im Kamine hatte zu knattern aufgehört. Der Oberst zündete schnell eine neue Kerze an und legte die herabgebrannten Reste auf die Seite. Bald war ein Gespräch im Gange, und sie unterhielten sich von vergangenen Zeiten. Sie sprachen von dem Bündnis, welches der Administrator mit dem Könige von Dänemark geschlossen, und als der Oberst auf seinen Einfluß, den er auf die bewaffnete Macht der Stadt ehedem gehabt, zu sprechen kam, da leuchtete sein Auge auf und sein Angesicht strahlte vor Freude, und dann kamen sie auf Wallenstein, der mit seinen Scharen die Stadt bedroht hatte. Friedrich von Scharfenstein hatte Wallenstein öfters gesehen und er wußte manchen überraschenden Zug aus dem Leben dieses gewaltigen Kriegsmannes zu erzählen, während Gilbert in dieser geheimnisvollen Erscheinung nur den kühnen und verwegenen

Abenteurer erblickte. Sie redeten von der Schlacht bei Lutter am Barenberg, in welcher Tilly den Mansfeldt vernichtete und die Dänen davon trieb. Dabei ließ es der Oberst nicht an Ausbrüchen der Wut über den liguistischen General Tilly fehlen, dessen Feldherrnruhm er zu schmälern suchte. Mit schlecht verhehlter Eigenliebe hob er die kühnen Handstreiche hervor, die er während der Schlacht wollte ausgeführt haben, und er rühmte selbstgefällig die Schlappen, die er einzelnen Haufen aus Tilly's Armee angehängt hatte. Friedrich von Scharfenstein verzog dabei sein Gesicht zu einem mitleidigen Lächeln; denn er hatte den Mann erkannt, mit dem er umging. Daß Gilbert dem redseligen Obersten in allem Recht gab, läßt sich begreifen; nur in losen Schimpfworten auf die rohen ungezügelten Kaiserlichen suchte er ihn zu überbieten, wobei er dann mit besonderer Vorliebe von den Tugenden und Verdiensten des Schweden sprach, den er nicht genug rühmen konnte.*)

*) Über das Verhältnis des Administrators Christian Wilhelm zu dem Könige von Dänemark waltet kein Zweifel ob. Er trat in ein offenbares verräterisches Bündnis mit dem König Christian IV. Er kämpfte mit diesem König an der Dessauer Brücke und wurde nach der Schlacht bei Lutter am Barenberg als offener Reichsverräter behandelt und mußte als Geächteter die Besitzungen des Erzstiftes Magdeburg verlassen. Das Benehmen des Administrators ward durch schmutzigen Eigennutz geleitet; er hatte sich mit der Stadt Magdeburg entzweit. Es lag ihm auch nichts an den Freiheiten der Insassen; er wollte nur in den ungeschmälerten Besitz des Erzstiftes kommen. Dänemark sollte ihm die Kastanien aus dem Feuer holen. Siehe hierüber Dr. A. Heising a. a. O. S. 7.

„Das ist unser Mann,“ rief er aus, „der Schwede kommt, um die Sünden zu rächen, welche der Kaiser an unsrer guten Stadt begangen.“

„Er wird die Schmach rächen,“ versetzte der Oberst und schlug mit der Faust auf den Tisch, daß der Leuchter, auf welchem das Kerzenlicht flackerte, umzufallen drohte, „er wird Recht und Gerechtigkeit im Reiche üben, die man uns vorenthalten will. Ja, der Schwede ist unsere Hoffnung. Er wird auch unsre Stadt nicht fallen lassen, wenn es einmal gilt.“

„Das ist mein fester Glaube,“ sprach Gilbert, „er ist mir so sicher als das heilige Evangelium.“

„Eure Entschiedenheit ist aller Ehre wert und zu loben,“ gab der Oberst zur Antwort, „und die nächste Zukunft wird uns die Entscheidung bringen.“

„Aber es ist Zeit,“ sagte Gilbert, „wir müssen aufbrechen.“

„Wie man sich verplaudern kann,“ versetzte der Oberst, während er seine große Taschenuhr hervorzog und vom Stuhle sich erhob, „es ist die höchste Zeit.“

Nach einigen Augenblicken hatten die Anwesenden das Gemach verlassen.

II.

Die Unzufriedenen.

Die drei Männer standen auf der Straße, und sie zogen ihre Mäntel an und hüllten sich ein, daß sie nur mit Mühe erkannt werden konnten. Der Regen hatte nachgelassen, und es fielen nur noch leichte Staubtröpfchen hernieder, die aber von den nächtlichen Wanderern kaum beachtet wurden. Ohne auf sich bedacht zu nehmen, liefen sie durch die engen Gassen, wenn auch das Wasser in den Pfützen über den Knöcheln zusammenspritzte. Sie hielten sich in der Nähe der Häuser, um weniger bemerkt zu werden und um keinen Schlupfwinkel verlegen zu sein, wenn die Wache käme. Da lichtete sich der Himmel, und die Wolken begannen sich zu teilen. Der Mond warf einzelne Lichtblicke herab in die schmutzigen Straßen, und verschwand dann schnell hinter den Wolken, welche der Wind immer noch pfeilschnell vorüberjagte.

„Ei, der Mond!“ sprach der Oberst leise, „er könnte bleiben, wo er ist — tief in den Wolken vergraben.“

„Ich begreife es,“ versetzte Gilbert, während er dem Jünglinge einen Wink gab, schneller zu folgen,

„wenn der Magistrat Kunde erhielte von unsern nächtlichen Ausflügen!"

„Das wäre fatal!" antwortete der Oberst und zog seinen Mantel enger an, „zuerst hat mich der löbliche Magistrat aus meinem Hause vertrieben, und hat mich in der güldenen Krone in Haft gesetzt, und nun will er mich in das alte Rathaus einschließen, wenn ich auf einer zweideutigen Handlung ertappt werde."

„Das ist schlimm," sagte Gilbert mit Ernst, „da müßt Ihr Euch ja halten, wie ein gehetztes Wild."

„Aber ich fürchte nichts," versetzte der Oberst, „der Magistrat ist von keiner ewigen Dauer: ein Ereignis kann ihn stürzen, und dann kann ich mein schlechtes Gemach in Sudenburg verlassen und auch die güldene Krone wird mir zu enge sein. Ich werde mich dann dem Volke zeigen, und werde, mit Ehren reich geschmückt, über meine Feinde triumphieren."

„O daß es bald geschehen würde!" rief Gilbert aus, „daß Ihr bald Erlösung fändet aus Eurer unfreiwilligen Haft!"

„Pst! ruhig!" sprach der Oberst, als er um eine Ecke bog, „es ist nicht zu trauen. Hier kann's am Ende spucken, und ich habe beim letzten nächtlichen Ausgange Unrat gemerkt."

Und die Wanderer zogen voran. Schon hatten sie einmal um die Ecke gebogen, und sie waren eine gute Strecke weit gegangen. Da hielt der Oberst an.

„Wir sind am Ziele," sprach er leise, und zwang sich zu einem unfreiwilligen Husten.

„Wir sind bei der güldenen Krone,“ sagte Gilbert dem Junker in’s Ohr, „wir haben das Ziel unserer Wanderung glücklich erreicht.“ *)

Da ward von oben das Fenster aufgerissen, das sich schwer in den Angeln bewegte und ein leichtes Klirren verursachte, und das entsprechende Zeichen ward gewechselt. Die Thüre öffnete sich und die nächtlichen Wanderer traten ein.

„Ihr kommt spät,“ sprach ein Mann, der mit einer Blendlaterne voranleuchtete.

„Doch wir kommen,“ erwiderte Gilbert und zog den Junker die alte hölzerne Treppe hinauf.

„Sind Alle da?“ fragte der Oberst, als sie auf dem weiten Gange angekommen waren, der in ein weites Gemach führte.

„Alle, mit Ausnahme des verehrten Herrn Hans von Rosenberg,“ erhielt er zur Antwort. „Doch geht nur voran. Es ist bereits lustig im Gemach, und man schimpft bereits wie die Rohrspatzen — — —“

---

*) Oberst Schneidewind, ein verbissener Gegner alles Bestehenden, ward vom Rate der Stadt in der „güldenen Krone“ wegen politischer Umtriebe und anderer Vergehen in Haft gehalten; allein er wurde so gelind und mild behandelt, daß er Besuche jeder Art annehmen konnte. Sein Gefängnis war bald der Sammelplatz aller Unzufriedenen. Hier eiferte man gegen die Katholiken und den Kaiser. Das Ansehen des Magistrates von Magdeburg ward vollends untergraben, als die „Dingebankenbrüder“ Einfluß erhielten. Dr. A. Heising a. a. O. S. 14.

„Nein, man spricht vernünftig, wollt Ihr sagen," fiel Gilbert ein, „wir schimpfen niemals, nein, niemals! Wir sagen bloß die Wahrheit."

„Tretet ein," befahl der Oberst, während er eine Thüre öffnete, die mit Eisen beschlagen war und die sich knarrend in den Angeln bewegte. „Ach, da sind sie ja!"

„Willkommen, Gilbert!" riefen mehrere Stimmen, „Gott grüß' dich Schneidewind!"

Es entstand eine Bewegung unter den Unzufriedenen, welche sich hier oft in nächtlichen Stunden versammelten. Sie erhoben sich von ihren Sitzen und traten auf die Ankommenden zu. Man umarmte sich, man drückte sich die Hände, und man that, als wenn man entzückt wäre über das unerwartete Zusammentreffen, und doch war alles abgemacht gewesen. Man sagte sich schöne Worte in's Gesicht, lachte und zeigte, daß man guter Laune war. Wir finden hier alle Häupter der unzufriedenen Partei der Stadt und die verbissensten Gegner des Magistrates. In einer Ecke lehnte Hauptmann Schmidt, vom Wein berauscht und that, als ob er kein Leben in sich verspürte. Da sah man Johann Kotzebue, Cramer, Hecht, Pöpping und viele andere Verschwörer. Nach der Begrüßung nahmen sie alle ihre frühern Plätze ein, und Gilbert setzte sich oben an den Tisch. Oberst Schneidewind nahm Platz neben seinem Kollegen, dem berüchtigten Hauptmann Schmidt. Friedrich von Scharfenstein wurde

in dem Jubel des Empfangs ganz vergessen, und er konnte sich wohl in dem Gelasse umsehen.

Das Gemach war ziemlich geräumig, und obgleich es das Gefängnis des Obersten Schneidewind war, so war dessen Inneres doch sorgfältig ausgestattet. Ringsum hingen vergoldete Ledertapeten, und in einer Ecke stand ein schöner Kamin, auf dem ein helles Feuer brannte, das eine angenehme Wärme verbreitete — denn draußen war es in der regnerischen Nacht ziemlich frisch, und die „Freunde des Volkes" sahen keinen Grund ein, warum man frieren sollte. An der Decke hing ein großer Leuchter aus Messing mit zwei Armen, auf welchen die brennenden Wachslichter ruhten, und die Lichter warfen ihre bleichen ungewissen Strahlen bis in die entferntesten Ecken der weiten Stube, und ließen die Gesichter der Anwesenden in den verschiedensten Schattierungen erscheinen. Auf dem Tische, an welchem die Unzufriedenen saßen, lagen Pistolen, Dolche und Degen. Man erblickte Briefe, welche offen lagen; aber auch Gläser und zinnerne Kannen, mit Wein oder Bier gefüllt, standen auf dem Tische, und ein redlicher Zuschauer mußte es sich gestehen, daß die Anwesenden dem würzigen Getränk wacker zusprachen. Die nächtliche Versammlung machte auf den Junker einen sonderbaren Eindruck, und fast hätte es ihn gereut, daß er mit Gilbert hierher gegangen. Man sah manche verwilderte Gestalt mit einem abstoßenden bartumbuschten Gesichte. Trotzdem, daß es in dem dumpfen Zimmer warm genug war, hatte doch

keiner seinen Mantel abgelegt, und die bunte Gesellschaft erweckte in dem Gemüte des jugendlichen Mannes die seltsamsten Gefühle.

„Ah, wie bin ich so froh, bei Euch zu sein, Ihr lieben Freunde!" begann Gilbert mit würdevollem Ernste.

„Willkommen," riefen Andere, während die Gläser geleert wurden.

„Wo ist denn der Weinschlauch," sprach Einer, „ach, ich würde die Elbe austrinken, wenn es sein müßte."

„Ja, wenn sie schmackhafter wäre, als dieser köstliche Wein," versetzte Schneidewind und lachte laut.

„Bacchus ist ein wohlthätiger Bursche, wo man ihn verehrt," sprach Hauptmann Schmidt mit scherzendem Tone, „er ist mir der liebste unter allen Heidengöttern."

„Das ist gerade meine Meinung," entgegnete Gilbert, „und auch ich verschmähe die Gabe der Reben keineswegs."

Da erhob sich Hauptmann Schmidt und ein heller Zornesfunke stahl sich über sein Antlitz. Eine leichte Röte trat auf seine Wangen und er strich seinen Bart, welcher fein zugespitzt war, mit Heftigkeit — ein sicheres Zeichen, daß er aufgebracht oder doch wenigstens aufgeregt sei.

„Was ist denn das für ein Mensch, der dort am Kamin steht?" fragte er mit wildem Tone, während er mit dem Finger auf den Junker deutete.

Die Anwesenden drehten sich alsogleich nach dem Orte, wo der Hauptmann hingedeutet hatte, und sie sahen zu ihrer großen Überraschung Friedrich von Scharfenstein am Kamin lehnen. Er war in der aufgeregten freudigen Stimmung nicht bemerkt worden und hatte sich nachlässig neben den rauchenden Holzstoß gestellt und die Versammlung nach seiner Art mit forschendem Auge betrachtet, und er gestand sich, daß er kein Gesicht entdeckt hatte, das für ihn auch nur geringe Anziehungskraft gehabt haben würde.

„Seht ihr denn den Menschen nicht?" rief Schmidt noch lauter aus, „ich meine jene geschmückte Jungfer dort am Feuer. Was ist das für ein Milchgesicht, daß er sich in unsre Versammlung eindrängt?"

Friedrich von Scharfenstein zuckte zusammen und seine Muskeln zitterten, als er den lauten Hohn vernahm. Er wollte dem frechen Menschen antworten, aber die Stimme der Klugheit gebot ihm feierlich zu schweigen.

„Hans von Rosenberg allein weiß, was mit ihm anzufangen ist," sprach Gilbert mit Ernst. „Er ist ein naher Verwandter seines Hauses."

„Wenn's das ist," antworteten Viele, „so geben wir uns zufrieden."

„Laßt ihn hieher treten, den unbärtigen Jungen," rief Schmidt wieder; denn der Weingott hatte sein Gehirn erhitzt. „Warum lehnst Du Dich denn dorthin wie ein Wollsack?"

Da trat Friedrich von Scharfenstein an den Tisch und ging auf den zu, der ihn gehöhnt hatte.

„Wäre es mir nicht um Herrn Hans von Rosenberg," sprach er mit einer Ruhe, die ihm so wohl anstund, „Ihr müßtet diesen Hohn augenblicklich und schrecklich büßen, den Ihr über mich ausgegossen. Aber ich weiß, was Gehorsam ist und was Ehre und Pflicht verlangen. Ich besitze eine scharfe Waffe, den zur Ruhe zu bringen, dem es nach meiner Ehre kitzelt. Ich heiße nicht umsonst Friedrich von Scharfenstein."

„Laßt den Junker in Ruhe," sprachen Mehrere, „wenn er mit Hans von Rosenberg auf gutem Fuße steht, wenn er zumal sein Verwandter ist, dann laßt uns ihm vertrauen."

„Ich nehme Partei für ihn," schrie Gilbert heftig aus. „Ich bin Bürge für ihn — wer ihn beleidigt, der hat es mit mir zu thun."

„Ruhe," bat auch Schneidewind, der es mit dem Ratsherru Hans von Rosenberg nicht verderben wollte. „Seid stille! Wenn's der Magistrat erfährt, dann wandere ich in die Türme und finstern Gemächer des Rathauses."

Allein Hauptmann Schmidt, der gern zu tief in's Glas schaute, blieb bei seinem Wahne. Er erhob sich wieder und wandte sich an den Junker, der sich ihm gegenüber setzen wollte. Gilbert hatte ihm wenigstens einen Stuhl hingestellt. Als das aber Schmidt bemerkte, stürzte er plötzlich los und erhob sich kühn vom Tische.

„Seid Ihr ein Edelmann, Junge!" rief er brüllend aus, „dann müßt Ihr Euch entfernen!"

„Ich bin ein Edelmann," gab Friedrich von Scharfenstein gelassen zur Antwort, „ich bin wahrscheinlich adeliger als Ihr, sowohl dem Stamme als auch der Gesinnung nach."

„Halt, Bursche!" rief Schmidt noch lauter aus, „hüte Dich vor solchen Auslassungen!"

„Ich brauche mich nicht zu hüten," sprach der Junker mit fester Entschlossenheit, „ich spreche nur die Wahrheit, wenn ich Euch sage, daß Ihr Euch aufführt, wie es eines Sackträgers oder Schiffsknechtes würdig ist. Ihr kennt meine Meinung, laßt mich jetzt in Ruhe! Hütet Euch, daß Ihr meinen Unwillen fernerhin reizet."

„Dieser Hohn soll Dir das Leben kosten," schrie Schmidt aus, „Bube, mache, daß Du aus dem Staube kommst: deine Rechnung ist gemacht."

Und mit diesen Worten geriet er in eine solche Hitze, daß er auf den Tisch sprang und den Junker mit der Schnelligkeit des Tigers an der Kehle faßte.

„Schmidt, was ist das?" rief Schneidewind aus, „wohin treibt Dich der Wein?"

„Er saß noch erst da, als ob er nicht fünf zählen könnte," sagte Gilbert und zitterte am ganzen Leibe, „aber so ist er: wenn ihn der Wein nicht benebelt hat, ist er wie ein einfältiges Lamm. Aber sobald man das Lamm reizt, wird eine Bestie daraus."

Schmidt hatte wirklich den Junker an der Kehle gefaßt; aber der Angriff war ihm nicht geschenkt.

Friedrich von Scharfenstein sprang so schnell und kräftig rückwärts, daß die seidene Halsbinde in seines Gegners Hand blieb, und dann zog er seinen Dolch, den er unter dem Wams verborgen hatte.

„Kommt nicht in meine Nähe," rief er voll edler Würde aus, „oder Ihr seid des Todes. Ein Edler von Scharfenstein läßt sich nicht ungeahndet verhöhnen."

„Der abscheuliche Milchbart!" schrie Schmidt und ergriff einen Degen, der auf dem Tische lag, „ich habe schon manchem Jungen den Hirnschädel zerschmettert und er ist nicht mehr vom Boden aufgestanden, und so soll es ihm gehen."

Und mit diesen Worten wollte Schmidt den Junker niederstossen; Friedrich von Scharfenstein aber wußte den Streich geschickt abzuwehren und schlug mit dem Fuße den Gegner so kräftig auf die Brust, daß er rückwärts wankte und auf einen Stuhl gesetzt werden mußte. In diesem Augenblicke blitzten mehr denn zwanzig Dolche in dem Zimmer, und es entstand ein fürchterliches Toben und Schreien; und alles rief und schrie durcheinander. Kaum hatte sich Schmidt erholt, als er sich wieder mit Ungestüm auf seinen Gegner werfen wollte. Man suchte abzuwehren; man stellte Versuche einer aufrichtigen Versöhnung an; man bat und beschwor: es half alles nichts — Schmidt wollte seiner Rache freien Spielraum lassen, und er schäumte vor Zorn und seine Raserei schien keine Grenzen zu haben.

„Mein Dolch muß in seine Brust,“ schrie er wutentbrannt aus, „der Bube soll meinen Händen nicht entkommen.“

Und Schmidt warf sich auf die Männer, welche ihn halten wollten und schlug mit beiden Fäusten wie wahnsinnig um sich; die Becher rollten vom Tische, und die Gläser fielen auf den Boden und zerbrachen in hundert Stücke. Es war eine Verwirrung, die man nicht mit einem Zauberschlage dämpfen konnte, und ehe man es vermuten konnte, spritzte ein roter Blutstrahl in die Höhe und fiel nieder auf den Boden, auf welchen die edlen Getränke floßen. Schmidt hatte abermals einen Streich nach dem Junker geführt; aber Friederich von Scharfenstein war wiederum ausgewichen. Er sah zu seinem Schrecken, daß sein Gegner mit Gewalt sein Leben haben wollte; er hatte sich dieserhalb erlaubt, ihn auf eine unsanfte Art zu kitzeln und zur Besinnung zu bringen, und da ward die Verwirrung noch größer.

„Ein Verräter!“ schrieen mehrere Stimmen. „Macht ihn nieder!“

„Ich sage Ruhe!“ rief Schneidewind aus, „es ist in meinem eigenen Hause.“

Man gab sich alle Mühe, das Blut zu stillen, welches aus der Wunde des Hauptmanns quoll. Schmidt ward blaß im Gesicht, und der Schmerz verursachte, daß seine Lippen erbleichten und zitterten.

„Der Schändliche,“ brüllte er alsdann, „es soll ihm nicht vergessen sein.“

Da ward dreimal kräftig an der Thüre geklopft, und man wurde aufmerksam und stutzte. Es ward plötzlich stille, und man vernahm nur noch das Stöhnen des Verwundeten.

„Was ist das?" fragte Schneidewind schnell und ward blaß im Gesichte.

„Sollte es die Wache sein?" versetzte Gilbert. „Gott wolle uns vor den Sendlingen des Magistrats bewahren."

Der Oberst flog an's Fenster, that es auf und gab sich Mühe, ein erkünsteltes Husten hervorzubringen, und es ward ihm von unten geantwortet.

„Es ist keine Gefahr," sprach er, als er das Fenster geschlossen hatte, „es ist ein Freund!"

„Laßt ihn eintreten," befahl Gilbert und wandte sich zu dem mit Blut bedeckten Hauptmann.

Es trat alsogleich ein Mann aus der Reihe der Unzufriedenen, ergriff eine Blendlaterne und stürzte die Stiege hinab, und alsbald trat eine große Gestalt in das Gemach. Es war Hans von Rosenberg. Er sah den Hauptmann mit der Wunde am Arme, und mit edlem Unwillen betrachtete er, was geschehen war, und ein gerechter Unwille erfüllte sein Herz.

„Was geht da vor sich?" fragte er mit ernstem Gesicht, „wer wagt es, solche Bubenstücke zu verüben? Was müssen meine Augen sehen? Ist das der Zweck, welcher uns zusammenführt? Ist es jetzt schon an der Zeit, das Blut zu verspritzen?"

Alle standen da wie niedergedonnert, und es ergriff Alle eine tiefe Wemut, den greisen Mann mit seinen flammenden Augen zu sehen.

„Es ist schmählich, so zu handeln!“ rief er aus, „wer hat das gethan?“

Da trat Friedrich von Scharfenstein näher und ergriff die Hand des bejahrten Mannes.

„Ich habe es gethan,“ sprach er mit Würde und blickte mit Liebe in des Greisen Angesicht, „ich bin schuldig; aber ich habe nicht angefangen, und ich habe nur einen Schimpf gerächt, den mir mein unbekannter Gegner angethan, und Alle werden es bezeugen.“

Gilbert erzählte nun den ganzen Hergang der Sache, den Hans von Rosenberg nicht ohne Rührung vernahm, und er sagte alles wahrheitsgetreu und einfach, und ohne Überteibung.

„Jüngling!“ sprach der Greis, „Dein Ehrgefühl gefällt mir; aber hüte Dich, daß Du nicht in einen unzeitigen Eifer gerätst.“

Und nun wandte sich Hans von Rosenberg an den verwundeten Hauptmann.

„Schmidt, wie oft habt Ihr mich schon gekränkt?“ sprach er mit schmerzlichem Tone. „Sollen das die Vorboten der Heldenthaten sein, welche Ihr verrichten wollet?“

Da öffnete der Hauptmann seine Augen und that, als ob er aus einem tiefen Schlafe erwachte.

„Ihr braucht Euch nicht zu verstellen, Hauptmann!“ fuhr der Greis mit Ruhe fort, „gebt Euch,

wie Ihr seid. Ihr macht mir Kummer, und glaubt Ihr, daß auf diese Weise unsere Sache gefördert wird? Was soll denn herauskommen, wenn Ihr selbst unter einander hadert? Wie oft habe ich Euch schon zur Eintracht ermahnt? Und das heißt Wort gehalten? O es macht mir Schmerz: ich sehe, wie Wenige unter Euch sind, die mich verstehen. Warum ließet Ihr es zu, daß der Edle von Scharfenstein gehöhnt wurde?“

Schmidt erhob sich und nüchtern gemacht durch den Blutverlust, vermochte er nur wenige Worte zu seiner Verteidigung zu sagen.

„Es ist mir leid,“ begann er leise und mit zitternder Stimme, „daß es geschehen; aber der Wein hatte mir das Blut erhitzt, und so konnte ich es nicht dulden, daß Einer in unsre Versammlung trat, ohne daß es uns bekannt gegeben wurde. Ich hätte den Edlen in seinem Winkel träumen lassen sollen. Das wäre besser gewesen. Ich will ihm auch gerne abbitten, wenn er es verlangt. Woran soll ich aber erkennen, daß es dieser Friedrich von Scharfenstein ehrlich mit uns meint?“

„Er trinke einen Becher Wein auf des Schwedenkönigs Wohl,“ rief Gilbert dazwischen, um dem peinlichen Handel eine andere Wendung zu geben.

„Einverstanden!“ erschollen viele Stimmen, und in einem Augenblicke standen die Becher und die Gläser wieder auf dem Tische.

Oberst Schneidewind ergriff eine Flasche und zog den Pfropf heraus.

„Dieser ist aus dem rechten Gewölbe,“ sprach er lächelnd, während er dem Junker ein Glas Wein reichte.

„Stoßet an, Kriegsmann!“ sagte Gilbert, „daß der Handel ein Ende nimmt.“

Friedrich von Scharfenstein nahm das Glas in seine Hand und hielt den Wein in die Höhe, damit die Strahlen des Lichtes durchdrangen, und der edle Saft war von vortrefflicher Farbe.

„Auf das Wohl aller aufrichtigen Freunde des Vaterlandes,“ rief der Junker aus und leerte den köstlichen Inhalt des Glases.

Die Unzufriedenen schauten sich betroffen an.

„Auf des Schweden Gesundheit,“ rief Gilbert aus, während seine Augen blitzten, „es ist Eure Losung, Junker!“

„Die Schweden sind's, die unserm Vaterlande zu Hilfe kommen,“ sagte Schneidewind, „sie wollen unsere Freiheit, und sie sind also Freunde unseres Vaterlandes.“

„Warum zögert also der Junker?“ fragten Viele aus der Versammlung. „Er soll doch trinken.“

Da ward der junge Mann bleich im Gesichte. Man reichte ihm ein volles Glas, und er blickte mit stiller Verzweiflung auf das gefüllte Trinkgefäß. Sein Inhalt schien ihm Gift zu sein, und er stieß es weit von sich. Es fiel um, und sein Inhalt floß auf den Boden.

„Was wollet Ihr von mir?“ rief er mit edlem Unmut aus, und gab dem hellen Klange seiner Stimme

einen tiefen Ausdruck, „was denkt Ihr von mir? Wozu wollt Ihr mich zwingen? Ich soll trinken auf das Wohl der Fremdlinge, die da kommen aus dem kalten wüsten Norden, um unser schönes deutsches Vaterland zu berauben? Seid Ihr klug? Wie weit reicht Euer Verstand, und wozu wollt Ihr mich nötigen? Nein, das thue ich nicht. Ihr könnt' mir füglich diesen schwarzen Verrat ersparen. Ich trinke nie und nimmer auf das Wohl jener, welche kommen, um das Maß des Unglücks voll zu machen, das unser Vaterland zu Boden drückt. Ihr wollet Freunde des Vaterlandes sein?"

„Wer hat Dir gesagt, Edler von Scharfenstein!" begann endlich Hans von Rosenberg, „daß die Schweden Feinde unseres Vaterlandes sind, und wer hat Dir dieses Wort auf die Lippen gelegt?"

„Ich wollte, daß die Schweden keine Feinde unseres Vaterlandes wären," rief der Jüngling aus, „aber sie müssen unsere Feinde sein, auch wenn sie nicht wollten. Der Schwedenkönig muß auf unsere Rechnung groß und mächtig werden. Wohin soll er die Grenzen seines Reiches ausdehnen? Er muß zu uns kommen, wenn er etwas erreichen will, und wir Deutsche sind so verblendet, daß wir es nicht einsehen können. Ein großartiger Verrat des Vaterlandes wird vorbereitet, und unsere Söhne werden es büssen. Ich wollte gerne, daß ich zu schwarz gesehen. Es thut meinem jungen Herzen wehe, wenn ich das Vaterland

verkauft sehe, da sich doch Alle waffnen sollten gegen den einen Feind."

Da entstand ein unheimliches Gemurmel in dem Gemache, und die Anwesenden bewegten sich mit den Geberden der Entrüstung durch den matterleuchteten Raum. Sie warfen sich Blicke zu, die mehr bedeuteten, als man mit Worten sagen kann.

„Er hält es mit den Kaiserlichen!" hörte man zwischen den Zähnen murmeln.

„Er ist ein Freund unseres Feindes," riefen Andere voll Unwillen aus.

„Er liebt die Bedrücker unseres Glaubens," brüllte Gilbert, „und er ist ein Verehrer des Restitutionsediktes."

„Er ist ein Zwischenträger," schrie Schneidewind, „Gilbert, Ihr habt Euch von dem Junker hinter's Licht führen lassen. Was ist anzufangen?"

Das Gemurmel wurde zum Sturme. Der greise Hans von Rosenberg ließ alles gewähren, so sehr hatte ihn das Geständnis des Junkers überrascht; er glaubte schon, den feurigen Geist des edlen Mannes für seine Sache gewonnen zu haben, und deshalb willigte er auch in den Umgang seines Verwandten mit dem fanatischen Gilbert. Die Enttäuschung war deshalb groß, und sie schmerzte ihn um so tiefer, als sich der Edle im Kreise seiner Genossen so offen und kühn — ohne allen Rückhalt aussprach. Er war wie niedergedonnert, und er ließ sein Auge auf den Boden sinken und stand regungslos da. Da begann sich endlich

der Sturm von selbst zu legen, und es ward ruhiger in dem Gemache.

„Warum sollte ich die Kaiserlichen nicht lieben?" rief Friedrich von Scharfenstein mit Mut und Begeisterung aus. „Was hat uns der Kaiser denn gethan? Wer verteidigt unser Recht und unsere Freihrit gegen die Fremden, die uns mit einem verheerenden Kriege bedrohen? Hört, meine Freunde! die Kaiserlichen sind in unserer Zeit noch der einzige Damm, der es verhüten kann, daß unsere Bedränger unser Vaterland nicht überfluten. Überlegt es wohl: sobald wir die Kaiserlichen verfolgen, brechen wir die letzte Stütze ab, welche uns die Fremdlinge vom Halse hält, und schlechtes Gesindel wird über die Gefilde unseres Vaterlandes hereinbrechen. Ein Schwarm eigennütziger Wehrleute steht schon an unsern Grenzen und harret eines Winkes, um verheerend einzufallen in unsere fruchtreichen gesegneten Marken, und ich soll auf des Schweden Gesundheit trinken? Mein deutsches Herz empört sich mit seiner ganzen Gewalt gegen ein solches Ansinnen. Ich bin weder kaiserlich, noch liguistisch — höret es wohl! aber ich bin ein deutscher Jüngling, der die Schande und die Schmach des Vaterlandes nicht gerne überleben möchte." *)

Hans von Rosenberg änderte plötzlich sein niedergeschlagenes Antlitz, und die Falten, welche es bis-

*) Das liguistische Heer wurde von Tilly befehligt. Es wurde aus den Truppen sämmtlicher katholischer Reichsstände gebildet. Der Kurfürst Maximilian von Bayern war die Seele

her so unschön verunstaltet hatten, begannen sich zu glätten. Seine Augen wurden sanft und milde, und er konnte dem Eindruck dieser Worte nicht widerstehen.

„Ein edler Stolz regt sich in meinem Herzen, mein junger Vetter!“ sprach er gerührt und so laut, daß es alle Umstehenden hören konnten, „ich weiß es nun: Du denkst edel, und hochherzig sind Deine Gefühle für die Größe des Vaterlandes. Es thut mir in der Seele wohl, daß Du mit so unaussprechlicher Liebe an dem Vaterlande hängst. Auch ich liebe mein Vaterland: es giebt auf der Erde kaum etwas Erhabeneres, als des Vaterlandes Freiheit, Größe und Macht, und doppelt erfreut bin ich, daß ich zum teile in Deinem Herzen die Gefühle gefördert, welche Du eben so männlich und fest ausgesprochen. Du wurdest meiner Sorge anvertraut, als Du noch ein Knabe warst. Damals war unsere Stadt ein Hort der deutschen Freiheit — angesehen und geachtet im deutschen Reiche. Die Saat, welche ich in Dein Herz gelegt, ist aufgegangen und sie wird auch ihre Früchte tragen.“

„Ich würde gern mein Blut vergießen, wenn ich gegen die Feinde unseres Vaterlaudes den Degen ziehen müßte,“ sprach der Junker zu seiner Umgebung, die schweigend zuhörte. „Aber, meine Freunde,

der katholischen Liga. Tilly hatte an der Spitze dieser Truppen Wunder der Tapferkeit verrichtet. Er war aber auch ein Held, wie wir nur wenige in der Geschichte finden. Lange Zeit kämpfte die Liga im Bunde mit der Armee des Kaisers, mit den schönsten Erfolgen gekrönt.

die Zeit ist ernst — sehr ernst. Noch wenige Wochen, und die Würfel unserer Geschicke rollen zu unserem Verderben, und das wollen wir bedenken. Es ist noch Zeit; aber so viel schwöre ich in dieser Stunde: nie werde ich mich den Schweden in die Arme werfen. Ich verachte das Kriegsvolk, das bettelnd und drohend an unsern Grenzen steht."

Der junge Mann schwieg. Er ließ sein Haupt auf die Brust sinken und eine tiefe Stille erfüllte das Gemach. Die Anwesenden waren von den verschiedensten Gefühlen erfüllt, und sie wagten nicht mehr zu reden; denn sie glaubten durch den Junker niedergeschmettert zu werden, da er mit so erhabener und reiner Begeisterung zu ihnen sprach.

„Ich bin zu aufgeregt," sagte der Greis mit Rührung, „erlaubet meine Freunde, daß ich Euch für heute verlasse, und ich bin für ernstere Angelegenheiten nicht in guter heiterer Stimmung."

Hans von Rosenberg verließ mit dem Junker das Gemach.

„Der Brausekopf hat ein seltenes Feuer in seinen Adern," sagte Schneidewind, „wenn er auf unserer Seite wäre, könnte er etwas Großes leisten — für uns aber ist er verloren."

„Und den Alten wird er auch bekehren," sprach Gilbert mit verächtlicher Miene. „Mit den Junkern und Reichen läßt sich nicht verhandeln."

III.

Adolph Markus.

Als sich Hans von Rosenberg mit dem Edlen von Scharfenstein entfernt hatte, entstand eine große Aufregung unter den Unzufriedenen, und ein dumpfes verworrenes Gemurmel drang durch das Gemach, und es wollte niemand das Wort ergreifen. Da ward es endlich ruhig, und mit einem seltsamen Stillschweigen nahmen die Versammelten ihre Plätze ein, und es wurde eingeschenkt und getrunken. Endlich wurde das Schweigen gebrochen und die Zungen ergingen sich in gewohnter Lebhaftigkeit.

„Das ist eine schlimme Sache mit dem Junker," schalt Schneidewind, und ballte die Faust. „Gilbert so ehrenhaft Ihr sonst seid, heut' habt Ihr uns eine Nase gedreht."

Gilbert suchte sich zu entschuldigen.

„Ich traute dem Worte des Alten," sagte er gutmütig, „was kann ich dafür?"

„Der Schlaukopf hat uns und dem Alten einen Spuck gespielt," sagte Hauptmann Schmidt, während er seinen wunden Arm auf den Tisch legte, „es wäre besser gewesen, wenn ihn mein Messer getroffen hätte. Wir

wären dann um einen Ärger ärmer und ich hätte keine Schmerzen gehabt; aber der böse Streich ist ihm nicht geschenkt, und er soll sich vor meiner Hand in acht nehmen."

„Gut, edler Freund!" sprach Gilbert, „es wird mich freuen, wenn es Euch glückt."

„Ich traute der Sache von anfang nicht," sagte Schneidewind, „der Junker kam mir zu geputzt und fein vor, und ich halte es nicht mit den zierlichen Leuten. Grob ist mein Anzug und meine Losung."

Und Schneidewind lachte über den vermeintlchen Witz, den er gemacht, und Viele thaten aus einfältiger Unterwürfigkeit mit. Da ward wieder geklopft, und Alle fuhren erschrocken auf.

„Habt keine Furcht," sagte Schneidewind, „es wird wohl Adolph Markus sein.*) Ich habe ihn schon am Tage erwartet."

Schneidewind ging an's Fenster und hustete; denn das war das verabredete Zeichen, und es ward Antwort gegeben, und nach wenigen Augenblicken war Adolph Markus in dem Gemache.

*) Dr. Adolph Markus war ein Günstling der aufrührerischen Bevölkerung der Stadt. Er war es hauptsächlich, welcher beim Sturz der alten Verfassung der Stadt im December des Jahres 1629 thätig war. Er wurde auf Kosten der Bürger auf den Hansetag nach Lübeck geschickt, wo er im Sinne der Umsturzpartei wirkte. Siehe das Nähere bei Dr. A. Heising u. a. a. O. S. 16. Adolph Markus war Syndicus der Stadt.

„Willkommen, meine rechte Hand!“ sprach Gilbert, stand vom Sitze auf und trat auf den Ankömmling zu.

„Wie geht es, Freunde?“ fragte er, während er dem Obersten mit den Augen bedeutungsvoll winkte, als wollte er sich mit ihm über eine Sache verständigen, „Ihr macht schiefe Gesichter.“

„Kein Wunder!“ erhielt er zur Antwort. „Wir haben Vieles angehört — fast mehr, als wir ertragen können.“

Und Schneidewind erzählte den Vorgang mit dem Junker und teilte dem Freunde seine Reden und Ausdrücke fast wörtlich mit. Das Gesicht des Verschwornen nahm einen verschiedenen Ausdruck an, je nachdem ihn die Nachrichten angenehm oder mißfällig berührten. Als er jedoch den Namen des edlen Mannes erfuhr, da verzog er das Gesicht nach allen Richtungen, die ihm möglich waren.

„Friedrich von Scharfenstein!“ sprach er vor sich hin, „der Name ist mir bekannt. Wo habe ich ihn gehört? Wo habe ich das Gedächtnis?“

Und Adolph Markus schlug sich mit der Faust an die Stirne, und er strengte das Gedächtnis an.

„Mordelement!“ sagte endlich, „jetzt hab' ich's. Wenn es der Scharfenstein ist, den ich meine, und sollte es ein anderer sein? — — — Er war Offizier im Wallensteinischen Heere, und er galt dort als ein rechter Eisenfresser — als ein Haudegen ersten Ranges, und der Wallenstein hat gewaltige Dinge auf ihn gehalten.“

„Er ist's," rief Gilbert freudig und erschrocken zugleich aus, „hat er uns nicht heut' Abend die heitersten Stücklein vom Wallenstein erzählt?"

„Und wir ahnten nichts?" fragte Schneidewind schnell, „die Sache ist klar: wir hatten einen Überläufer oder einen Verräter in unsrer Mitte."

Die Anwesenden zeigten sich alle in hohem Grade überrascht.

„Im Wallensteinischen Lager," fuhr Adolph Markus wieder fort, „galt er für einen kühnen verwegenen Kampfhahn, und eine fliegende Schar stand unter seinem Befehle, und wo die Gefahr am größten war, da hat man den jungen Waghals gesehen. Er war beliebt bei seinem Korps, und er ist ihm mit dem edelsten Mute vorangegangen; das rühmen selbst seine Feinde. Als der Wallenstein das Kommando niederlegte, da ist auch er vom Kriegsschauplatz verschwunden, und er ging auf Reisen, und man sah ihn da und dort. Ich weiß nicht, woher er stammt, ich beteure nur, daß er mit dem Rat Hans von Rosenberg ziemlich nahe verwandt ist, und daß er mit dem Mainzer Domprobst Metternich*) auf sehr vertrautem Fuße steht. Wir haben uns vor diesem Menschen zu hüten."

*) Der Mainzer Domprobst Metternich befand sich kurze Zeit in Magdeburg zur Vollziehung des Restitutionsedictes; ihm war der Reichshofrat Hämmerle beigegeben. Da sich aber der Magistrat der Vollziehung des Edictes widersetzte, so blieb die praktische Wirksamkeit Beider unbedeutend.

„Ihr sprecht mir aus der Seele," sprach Gilbert, „und wir wollen uns vor diesem Wagehals in acht nehmen."

„Wenn er uns schadet," rief Schmidt erzürnt aus, „so ist ihm die Spitze meines Degens gewiß."

„Nur keinen Mord," sprach Adolph Markus mit gleißnerischem Tone, „so etwas schadet der guten Sache, für welche wir fechten."

Nach diesem Gespräche schien die Rede abermals zu stocken, und Schneidewind schien dies unlieb zu bemerken.

„Laßt uns noch eins trinken," sprach er laut, „unser Freund Adolph Markus wird ohnehin eine trockene Zunge haben."

„Es kann schon sein, mein Lieber!" versetzte Adolph Markus mit Lachen, „wenn man so viel reden muß, wie unser einer, so wird es einem heiß und — —"

„Und dann schmeckt ein Gläschen Wein vortrefflich," fügte Schmidt hinzu, dessen Schmerzen nachgelassen hatten. „Ich trinke noch ein Glas aus Ärger."

Nachdem Adolph Markus ein Glas Wein getrunken, stand er auf und ergriff das Wort.

„Ihr wißt, mit welcher Schmach uns der Kaiser bedroht," fing er an, „nicht genug, daß er schon lange an den Freiheiten und Gerechtsamen unserer Bürger rüttelt; nicht genug, daß er uns seine Söldlinge zur Last in die Mauern der Stadt legen will und uns mit den wilden Horden eines Wallenstein bedroht: er will uns auch die Freiheit des Glaubens antasten und die kirch-

lichen Güter den alten Herren und Eigentümern einhändigen. Können wir das dulden? Können wir es mit ansehen, daß uns seine Söldlinge und Vögte ungehemmt drücken und quälen? Ist es nicht eine Schande, daß er in der Stadt ein katholisches Regiment haben will, das wir einmal nicht brauchen können? Wer anders erhält dem geistlosen Magistrat das Leben, als der Kaiser? Der Magistrat ist unentschieden; er ist zufrieden, wenn er das verneint, was der Kaiser und seine Räte wollen, und wir kommen auf diese Weise nicht an das Ziel. Der Rat muß fallen, und es müssen entschiedene Männer des Volkes an die Spitze, und von uns aus muß die Bewegung gehen. Wir haben schon einmal gesiegt, und das Glück wird uns wieder lächeln. Tilly's Horden rücken uns immer näher und sie können jeden Tag vor unseren Wällen erscheinen. Was kann unser unfähiger Rat leisten?"

Ein wildes Murren unterdrückter Rachelust, das von der Versammlung ausging, unterbrach den Sprecher, und Adolph Markus selbst wurde rot vor Zorn und seine Augen flammten.

„Ha, sie sollen zittern!" rief Adolph Markus aus, nachdem er sich durch ein Glas Wein gestärkt hatte, „der Tag der Rache wird kommen, und er ist nicht mehr fern. Die kaiserlichen Adler mögen vor den Wällen unsrer Stadt erscheinen und eine starke Hand wird ihnen die Flügel zerreißen: die Knechte der Gewalt sollen niedergemäht werden, wie das dunkle Gras.

Sie sollen eine Beute der Fische werden, die in den Wellen der Elbe tanzen. Aber die Stunde der Erlösung muß durch uns befördert werden. Horchet auf meine Rede, meine Freunde! Gustav Adolph, der Schwedenkönig, ist mit seinem kampfgeübten Heere auf dem Weg nach Deutschland. Er wird kommen — er, unser Befreier von langjähriger Drangsal."

„Hört! Hört!" riefen viele Stimmen auf einmal, „was er sagt!"

Ein Ruf allgemeinen Erstaunens lief durch die Reihen.

„Wir sollten unsere Schwerter einrosten lassen?" fuhr Adolph Markus fort, „wir sollten dem Tag unsrer Erlösung müssig entgegen sehen, und wir sollten uns die Freiheit durch Andere bringen lassen? Das wäre elende Feigheit. Daher an's Werk! Gott wird unser Unternehmen segnen. Wir haben nichts zu fürchten. Jene, welche unbewußt mitarbeiten an unserm Untergang — — —"

„Der Rat! der Rat!" erschollen mehrere Stimmen, „unsere faulen Väter des Volkes!"

„Er soll gesäubert werden von allen unreinen Elementen," sprach Adolph Markus wieder. „Das Blut, das in meinen Adern rollt, will ich freudig vergießen für des Vaterlandes Wohl und Größe und ein Jeder, der uns unsere Freiheiten nehmen will, soll den Tod eines Elenden sterben. Wir sind Bürger einer großen Gemeinde — einer Stadt, die sich im Laufe der letzten Zeit die Bewunderung von ganz Deutschland errungen

hat.*) Wollen wir uns nicht eben so gut halten wie unsere Vorfahren? Wollen wir nicht allen ehrlichen Deutschen ein gutes Beispiel geben? Man wird einst Magdeburg vergöttern wegen seines Kampfes um die Freiheit und wegen seines glücklichen Widerstandes gegen die kaiserliche Gewalt."

Adolph Markus schwieg einige Augenblicke. Seine Stirne war sehr erhitzt, und sein Gemüt war zu sehr von Zorn und Verachtung in Aufregung gebracht.

„Ja, laßt uns unsern Unterdrückern zeigen, daß wir nicht entartet sind," sagte Adolph Markus mit lauter fester Stimme, „denn wir lieben die Fremdlinge nicht und wir benützen sie bloß zur Erreichung unserer löblichen Zwecke."

„Gewiß, gewiß!" erscholl es von allen Seiten, und laut klatschten alle in die Hände.

Der Redner schwieg. Alle hatten in tiefer Stille auf seine Rede gelauscht und sie schienen von dem Inhalt derselben ergriffen zu sein. Bald aber nahm jeder sein Glas und das Trinken und Zechen begann von neuem, und in das Anstoßen und in das Klirren

*) Dies ist eine Anspielung auf die Verteidigung der Stadt nach der Auflösung des Schmalkaldischen Bundes. Damals wurde die Stadt in die Acht erklärt. Die heldenmütige Verteidigung der Stadt durch die Bürger und die Verrätereien des Kurfürsten von Sachsen retteten Magdeburg vor den Drangsalen einer Eroberung. Damals sang man:

„Die Metze (Metz) und die Magd (Magdeburg)
Haben dem Kaiser den Tanz versagt."

der Gläser und Becher mischten sich herbe und bittere Schimpfworte auf den Kaiser und seine Räte; dann ward der Magistrat der Stadt durchgenommen, und er wurde so schlecht als möglich gemacht. Man suchte sich wo möglich im Schimpfen und Lärmen zu überbieten, und man dachte nicht mehr an die Häscher und die Wachen der Stadtbehörden. Man war nur bestrebt, sich gegenseitig zur Rache anzufeuern. Adolph Markus schwieg; er war zu aufgeregt, und er hatte den Schlaf überwunden. Er fühlte nach dem Kopf, und seine Schläfe wurden von einem glühenden Feuer gequält. Er zog sich an den Kamin zurück, damit er sich desto eher erholen möchte, und Hauptmann Schmidt hatte seine Wunde vergessen, und er sprach dem Becher fleißig zu.

„Untergang den kaiserlichen Horden!“ rief eine Stimme und man klatschte Beifall.

„Glück auf, Magdeburg!“ sprach ein anderer und ein lauter Jubel drang durch das Gemach und wollte nicht enden.

„Tod Tilly! Verderben der Liga!“ rief Gilbert aus und leerte den Becher.

„Der neuen Ordnung in Magdeburg!“ schrie der Oberst mit kräftiger Stimme, und die Gläser klirrten in der Runde.

„Es lebe der Schwedenkönig!“ schrie Adolph Markus, als er wieder bei den Zechern angekommen war. „Er lebe lange zu unserem Glücke!“

Ein lauter Jubel lief durch den Raum — es war ein Rufen, wie man es in diesem Gemache wohl selten gehört hat.

Da trat der Oberst an das Fenster. Der Tag dämmerte im Osten, und es ward helle. Ein schöner Frühlingstag war im Anzuge, und das fürchterliche Regenwetter hatte einen hellen lichten Tag gebracht.

„Donnerwetter!“ sprach Schneidewind nach der Gewohnheit eines veralteten Kriegsmannes, „es ist spät oder früh, wie man will, und der Tag dämmert im Osten, und unsere Zeit ist kurz. Darum vernehmet noch ein kurzes Wort, das euch unser Syndicus an's Herz legen wird, und nehmt es in das Gewissen, da es wichtig ist.“

Adolph Markus erhob sich und richtete noch einige Worte an die Versammelten.

„Die Zeit der Erlösung ist da,“ sprach er gelassen, „ehe das Licht des Mondes sich dreimal erneuert, wird der an den Grenzen Deutschlands stehen, den Tausende mit Sehnsucht erwarten. Er ist der Beschützer unseres Glaubens. Mein Plan ist kurz. Wirken wir dahin, daß die freien Bürger einer freien Stadt sich mit ihm verbinden. Ein Jeder suche in seinem Kreise diese Meinung zu verbreiten. Wir haben das Volk auf unsrer Seite, und das Volk thut, wie wir es haben wollen. Die Prediger des Wortes Gottes mögen beten und bitten, damit das Volk sich an

die Verteidiger des Evangeliums anschließe.*) Wir müssen den Schwedenkönig auf unsrer Seite haben, sonst fallen wir den Horden des Kaisers zum Opfer, und man muß den Kaiser und sein Edict in Mißcredit bringen. Ruhet nicht, bis der Rat der Stadt gesäubert und durch Männer aus unserer Richtung ersetzt ist. Das ist es, was ich euch zum Abschiede allen an's Herz lege."

„Wir schwören Treue und Gehorsam der guten Sache!" riefen einzelne Stimmen.

Die Versammelten erhoben sich und sie wollten sich trennen.

„Es ist freilich traurig, mit dem Schweden anbinden zu müssen," sagte Gilbert zum Syndicus, „aber wenn es eben nicht anders geht — — —"

„Ich verstehe es," sagte Adolph Markus kurz und bestimmt, „es thue Jeder seine Pflicht."

Die Unzufriedenen warfen schnell ihre Mäntel um, und es schlüpfte einer nach dem andern aus der

*) Um die Unzufriedenheit des Volkes zu steigern, las Gilbert jeden Sonntag vor und nach der Predigt den 109. Psalm gegen den Magistrat von Magdeburg vor, und er wagte sogar zu drohen, wenn man es ihm verbieten wolle. Auf den Kopf des Predigers Kramer setzte der Feldherr Tilly einen Preis. Als Aufrührer verschaffte sich auch ein liederlicher Apotheker, Namens Hans Herkel, einen bedeutenden Anhang. Diesem war der Name des Kaisers so verhaßt, daß er ihn weder bei einem schriftlichen Vorschlage, noch bei einer mündlichen Beratung dulden wollte. So weit hatte die Leidenschaft in jener Zeit Männer gebracht, die Einfluß auf das niedere Volk hatten. Siehe hierüber Dr. A. Heising a. a. O. S. 56.

„güldenen Krone“ hinaus. Sie zogen die Falten dicht an sich heran und ihre Schritte verhallten in den engen Straßen.

„Ist Christian Wilhelm in der Stadt?“ fragte Oberst Schneidewind den Syndicus, als alle andern das Gemach verlassen hatten. „Habt Ihr ihn vermocht zu kommen?“

„Er ist da,“ gab Adolph Markus zur Antwort, und wollte zur Thüre hinausschlüpfen.

„Habt Ihr ihm meine Wohnung in der Sudenburg angewiesen?“ fragte Oberst Schneidewind weiter, „und hat es ihm gefallen?“

„Er läßt Euch einen herzlichen Gruß entbieten,“ sagte der Syndicus, „die Wohnung ist ihm freilich enge; aber für einen Verbannten ist sie immer noch gut genug.“

Adolph Markus schlüpfte zur Thüre hinaus. Die mit Eisen beschlagene Thüre drehte sich knarrend in den Angeln und nach wenigen Augenblicken war es stille im Gemache. Oberst Schneidewind ergriff eine Blendlaterne und suchte sein Schlafgemach, und bald war er ausgezogen und lag auf einem weichen Federbett ausgestreckt.

„Nun soll Gilbert bald erfahren, wozu ich mein Stübchen in der Sudenburg habe,“ rief er aus, „er wird sich wundern, wenn er meinen Gefangenen sieht. Ist er wohl einmal dem Administrator grün gewesen? Ich weiß es nicht: es ist dem Gleißner nicht zu trauen.“

IV.

Ein ungeahnter Besuch.

Auf dem Marktplatze zu Magdeburg stand in jener Zeit ein großes prachtvolles Gebäude, mit dem sich kein Haus in der Stadt an Schönheit und Pracht hätte messen können. Der Giebel des schönen Hauses erhob sich treppenartig über die Dächer der benachbarten Gebäude. Eine breite Pforte führte in das Innere des Gebäudes, das eher einem Palaste glich als einer bürgerlichen Wohnung. Die Pforte konnte mit einer schweren Thüre, die mit Nägeln dicht beschlagen war, geschlossen werden. Gewöhnlich stand die Pforte am Tage weit offen. Auf die Straße heraus ging eine reiche Zahl von Fenstern, die sämmtlich mit eisernen Gittern versehen waren. Der Eigentümer hatte diese Gitter nicht zum Schmucke oder aus Langeweile machen lassen; sie dienten zum Schutze. Denn in den Tagen der Aufregung und des Umsturzes mehrte sich der Andrang eines losen diebischen Gesindels, und in der Stadt wurden damals laute Klagen vernommen. Manchmal wurden friedliche Bürger am hellen Tage angefallen und ihres Geldes beraubt, und man konnte die Gesetze gegen den Diebstahl in jener

aufgeregten Zeit nicht in ihrer ganzen unerbittlichen Strenge handhaben. Die Aufrechthaltung der Ordnung war in jenen Jahren, in welchen der ganze gesellschaftliche Bau zu stürzen schien, nach allen Seiten hin sehr erschlafft. Dieses Haus war die Wohnung des ehrsamen Rates Hans von Rosenberg.

Hans von Rosenberg, einer der reichsten Bürger der wohlhabenden Stadt, war in der verflossenen Nacht ziemlich aufgeregt nach Hause gekommen. Er hatte nur kurz und unruhig geschlafen; man sah es ihm in seinen erschlafften Gesichtszügen an. Da er nicht ruhen konnte, so war er bald aufgestanden und hatte sich an seinen Schreibtisch gesetzt, und er hatte das Haupt gedankenvoll auf die Hände gestützt und sah unverwandt auf ein Stück Papier, welches auf dem Tische lag. Das Blatt mußte wichtige Dinge enthalten; denn der Greis zog es an sich und schob es bald wieder von sich, als er es mit wohlbewaffnetem Auge durchflogen hatte. Der Inhalt des Blattes mußte Staatsangelegenheiten betreffen; denn Nichts nahm des Ratsherrn Aufmerksamkeit mehr in Anspruch, als die „öffentlichen politischen Händel,“ wie er sich auszudrücken pflegte. Der Ratsherr der guten Stadt Magdeburg wollte eben einen Schrank öffnen, um das Schriftstück aufzubewahren, als man an der Thüre leise anklopfte. Der Greis hielt inne und horchte auf. Er hatte doch in dieser frühen Morgenstunde kein Geschäft abzumachen. Wer sollte ihn stören? Da ging die Thüre auf — und der Mainzer Domprobst Metternich trat in das niedliche Gemach.

„Ah, vielmal willkommen, mein Herr!“ rief Hans von Rosenberg aus und trat dem edeln Priester entgegen und nahm seine Hand.

Hans von Rosenberg empfand für den greisen Gottesmann eine besondere Vorliebe und ob er gleich von seinen politischen und religiösen Anschauungen weit entfernt war, so war er ihm doch stets willkommen, wenn er ihn zu besuchen gekommen war. Domprobst Metternich war eine ehrwürdige hohe Gestalt, von ziemlich schlankem Wuchse, und obgleich er schon ein hohes Alter zählte und vieles mitgemacht hatte, was ein schnelles Abblühen herbeiführt, so war er doch noch rüstig und die Jahre hatten ihn nicht gebeugt. Zittern und andere Schwächen waren ihm unbekannt, und aus den Zügen seines Gesichtes konnte man auf die Milde und den hohen Gleichmut schließen, welche sein Herz erfüllten, und doch sprachen ein so biederer Ernst und eine solch’ erhabene Würde aus den leichten Falten, welche das Gesicht bedeckten, daß man die ehrwürdige Gestalt nicht ohne tiefe Ehrfurcht betrachten konnte. Sein Schädel, der gleich einem Spiegel das Tageslicht zurückwarf, war von einem weißen Kranze gelockter Haare eingefaßt, und man erkannte leicht die Fülle der Jahre, welche er gesehen. Aus seinen flüchtigen Augen blitzten Betrübnis und Trauer, und die Verblendung der Stadt ging ihm sehr zu Herzen. Manchmal weinte er in der Stille seines Herzens über das Unglück, das über die stolze, freie Bürgerschaft mit Notwendigkeit hereinbrechen müsse, und man sah ihn oft

in dem Hause des Ratsherrn. Er war ein naher Verwandter des Herrn Hans von Rosenberg, und der Ratsherr selbst hielt große Stücke auf die Anschauungen des erleuchteten Priesters.

„Mein guter Vater," sprach der Ratsherr, „habt Dank dafür, daß Ihr mich wieder einmal besucht, und es freut mich, daß Ihr in meinem Hause Einkehr nehmet."

„Mein Bruder," gab der alternde Priester zur Antwort, „es thut meinem Herzen wohl, wenn ich in Eurem Hause weilen kann."

Es entstand eine Pause. Der wackere Priester setzte sich ermüdet auf einen Stuhl, den ihm der Ratsherr angeboten, und er ließ sein Haupt auf die Brust sinken, und der Ratsherr erkannte, daß sein Verwandter sehr traurig und niedergeschlagen sei, und er fühlte den Schmerz mit ihm. Er ergriff die Hand des Priesters und drückte sie mit Wärme und mit dem Gefühl einer ehrfurchtsvollen Liebe. Der Edle atmete schwer auf und seine Muskeln zuckten. Seine Lippen und Wangen waren blaß, und die Falten, welche das sonst so milde Antlitz bedeckten, hatten sich mit einem hohen himmlischen Ernst umgeben. Der Menschenfreund war traurig und niedergeschlagen, und er hätte Thränen des Kummers vergießen mögen.

„Aber was ist das, mein Vater!" rief der Ratsherr aus, „warum seid Ihr so traurig, und warum schaut Ihr so finster drein?"

„Ja, ich bin traurig, mein Edler," erwiderte der Priester, „wie könnte ich in den Zeiten der Arglist und der Verführung heiter sein, und wie könnte ich fröhlich sein in den Tagen, in welchen selbst die Einsichtsvollsten in ihren Ansichten wankend gemacht werden und zu straucheln anfangen?"

„Mein Vater!" sagte der Ratsherr, „Ihr seht die Sache von der schlimmsten Seite an?"

„Ich sehe nicht zu schwarz," fiel der Domprobst mit hohem Ernst ein, „ich nenne das Kind nur mit dem rechten Namen. Aber um Eines muß ich Euch bitten: gebt mir auf den Jüngling Acht, daß er nicht falle in die Wege der Verführung, welche hier im Dunkeln schleicht."

Der Ratsherr ward rot im Gesichte, und er glaubte sich verraten. Hans von Rosenberg war ein guter und einsichtsvoller Mann; aber er war ein schwacher Charakter, der es mit Niemand verderben wollte, und daher kam auch seine Unentschiedenheit in der Behandlung der öffentlichen Angelegenheiten. Er ging mit allen Parteien, um keiner mit Leib und Seele und mit fester männlicher Entschiedenheit anzugehören, und im Rate vertrat er manchmal die Wünsche und Bestrebungen der Neuerer, nur um keinen Feind zu haben. Er wollte bei Jedermann beliebt sein, und dabei war er stets von Furcht erfüllt wegen des großen Vermögens, das er besaß. Er glaubte sicher, der Pöbel der Neustadt und der Sudenburg werden ihn in den Tagen des Umsturzes ausplündern und er

werde als armer Mann in hohem Alter sterben. Er wirkte daher stets im Rate zu Gunsten der Vorstädte, und er achtete die Schwierigkeiten nicht, die sich ihm darboten. Die Aufwiegler und Unzufriedenen betrachteten ihn als den Ihrigen — schon aus dem Grunde, weil er oft mit ihnen Umgang zu nehmen pflegte, und weil er den Obersten Schneidewind in der „güldenen Krone“ besuchte. Er gehörte in die Reihe Jener, welche stets nach der Gunst des Volkes trachten, und die durch dieses Streben den staatlichen Verhältnissen gewöhnlich den größten Schaden zufügen.

„Friedrich von Scharfenstein ist gut bei mir aufgehoben,“ sprach der Ratsherr und seine Stimme zitterte aus lauter reiner Achtung vor dem ehrwürdigen Priester.

„Es kommt darauf an, wie man das Aufgehoben ansieht,“ versetzte der Domprobst, „ich spreche deutlicher: sorgt dafür, daß er nicht in böse Gesellschaften kommt, und schlechte Gesellschaften verderben gute Sitten. Der Junker ist Euer Verwandter; er ist mein Sohn — seine Schicksale machen mir und Euch Sorge. Ich weiß es: er ist Euch und mir an's Herz gewachsen.“

Der Ratsherr befand sich in einer peinlichen Lage, und er glaubte sicher, der Diener Gottes wisse, daß Friedrich von Scharfenstein mit Gilbert und seinen Genossen schon zusammen gekommen sei, und seine Verlegenheit steigerte sich, je freundlicher und inniger der Domprobst redete.

„Wir leben in einer traurigen Zeit," sprach der Greis mit Rührung, während er die Hand auf die Brust legte, „der Teufel bedient sich eines absonderlichen Mittels, um die Seelen zu verwirren. Man ruft laut: es gilt der Verteidigung des Glaubens, die Freiheit der Religion ist in Gefahr, man muß deshalb Hilfe nach außen suchen und Rettung von den Fremden erwarten. Der Kaiser achtet nicht mehr die Freiheiten der Städte — ach, was wird in unsern Tagen nicht alles von schlechten Menschen ersonnen, um Zwietracht zu säen, damit wir einst Verderben ärnten!"

Es wurde dem Ratsherrn leichter um das Herz. Er fühlte, daß der edle Mann nicht auf die Sache einginge, welche ihm so bange gemacht, und er blickte deßhalb dem greisen Vater mit mehr Offenheit und Freimut in's Gesicht.

„Wo ist Friedrich von Scharfenstein?" fragte der Priester nach einem kurzen Stillschweigen. „Ich will ihn sehen."

„Er ist draußen im Büchersaal," sagte der Ratsherr, „soll ich ihn rufen?"

„Ich werde ihn selbst aufsuchen," sprach der Domprobst, während er sich von seinem Sitze erhob und des Ratsherrn Hand ergriff. „Aber mein Freund — mein Bruder, höret mich mit Aufmerksamkeit an. Ersparet mir die Thränen des Kummers, die meine vertrockneten Augen benetzen."

Der Priester schwieg bestürzt und eine tiefe Wehmut erfüllte sein Gemüt.

„Sprecht, mein Vater!“ versetzte der Ratsherr, „Ihr wißt, wie sehr ich Euer Wort ehre und wie sehr ich das Vertrauen schätze und würdige, das Ihr in mich setzet.“

Der Mann Gottes hielt die Rechte des Ratsherrn mit zitternder Hand umschlungen.

„Mein Vertrauter!“ begann der Greis wieder, „die Feinde des Vaterlandes und des Kaisers feiern in den Mauern unserer guten Stadt einen hohen Triumph. Täglich wiederhallen die Lüfte von den Lästerungen, mit welchen sie das Reich und dessen Beschützer überschütten, und zügellose Banden sammeln sich in unsern Mauern und verführen unsre Mitbürger. Sie haben nur ein Losungswort — sie kennen nur eine Fahne: Haß dem Kaiser und seiner Sache! Und mit der Bekämpfung der kaiserlichen Sache wollen sie auch die Freiheit der katholischen Kirche untergraben. Die Altäre Gottes sind ihnen ein Gräuel und sie strecken ihre Hand nach uns aus. Sie wollen uns vernichten. Ihr seid ein Mitglied der alten Kirche — ich sage es mit Schmerz, denn Ihr benehmt Euch, als ob Ihr — der Sproße einer uralten katholischen Familie! — schon längst mit den Satzungen der Kirche gebrochen, und doch kämpft unsre Kirche in diesen Tagen ihren Todeskampf. Ermannet Euch: Ihr seid es Euch selbst und der Kirche schuldig. Ich weiß, daß Ihr mit den

Verschwörern Umgang habt: verlasset sie; sie werden Euch und Euer Haus in's Verderben bringen. Diese Menschen sind zu allem fähig. Ihr sitzt noch im Rate: man muß sich wundern! Eure Unentschiedenheit ist die Ursache, und Eure Freunde benutzen Euch nur, um zu ihrem Zwecke zu gelangen. Ihr sollt die Brücke bilden, über welche sie hinwegsetzen können, um den völligen Untergang des alten Glaubens in der Stadt und im Erzstifte durchzusetzen. Sie werden aber mit ihrem eignen Untergange enden. Es macht mir Schmerz, so mit Euch reden zu müssen. Ermannet Euch: es ist die höchste Zeit. Schon steht der Feind vor den Thoren der Stadt, und wir müssen fallen, wenn wir nicht umkehren."

Hans von Rosenberg konnte es sich nicht verhehlen, daß die Worte des Priesters auf ihn einen tiefen Eindruck gemacht haben. Er fühlte sich heftig erschüttert, und er wußte und erkannte, daß eine Wahrheit in denselben lag, welche nicht bestritten werden konnte; aber in demselben Augenblick erwachte auch seine Zaghaftigkeit und seine Unentschlossenheit, die sein Herz und seinen Willen schon längst gefangen hielten und viel Unheil angerichtet hatten.*)

*) Es gab in dieser Zeit noch viele Katholiken in der Stadt, obgleich die ungeheure Mehrheit der Bevölkerung streng protestantisch war. Als Wallenstein das kaiserliche Heer befehligte, ward der protestantische Probst des Klosters U. L. Frauen durch einen katholischen Priester ersetzt, und manches Kloster in dem Erzstift ward den Katholiken wieder eingeräumt. Dr. A. Heising a. a. O. S. 8.

„Ich will nicht läugnen,“ sprach er zu dem Priester, „daß unsere Stadt von schlechten Leuten wimmelt, die uns gewiß zu schaffen machen werden; aber kann man in Abrede stellen, daß der Kaiser einen großen Mißgriff gethan? Ist sein Edict nicht eine arge Kränkung und Tyrannei? Und doch denke ich: wenn heute oder morgen in unserer Stadt eine Umwälzung vor sich gehen wird, dann die Lumpen und Taugenichtse am allerwenigsten die Früchte ernten werden. Sehen wir die Sache mit etwas kälterem Blute an.“

„O mein lieber Bruder!“ rief jetzt der Priester schmerzlich aus, „will Euch die Binde noch nicht von den Augen fallen? Warum unterhandeln denn die Feinde des Kaisers mit dem Schwedenkönig? Warum rufen sie diesen ränkevollen und rücksichtslosen König in unser Vaterland, und warum lassen sie die Reichsstände nicht ruhig walten? Ich rede kein Wort vom Edict des Kaisers: es hat schon Ströme Blutes gekostet. Aber Das erfüllt mich mit namenlosem Schmerz, daß unser Vaterland an unsere Würger verraten wird. Ach, wer wollte denn glauben, daß der Schwede eines bloßen Gedankens halber oder eines Mitleids wegen nach Deutschland komme? Er wird von der Habsucht gekitzelt, und er möchte zum Herrn der deutschen Uferstaaten an der Ostsee werden, oder am Ende deutscher Kaiser selbst. Glaubt mir, er wird kommen als Gebieter, und was man ihm nicht gutwillig geben will, das wird er sich ertrotzen. Er hat seine Kassen erschöpft durch leichtsinnige Kriege, und Deutschland —

unser geliebtes Vaterland! — soll ihm die Schulden bezahlen helfen, welche ihn und sein Volk drücken. Warum bedrängt er denn die Länder, welche er erobert? Ich sage mit Vorbedacht: erobert — denn er läßt sich huldigen und behandelt Land und Leute als sein Eigentum. Die Nachwelt wird uns fluchen, daß wir diesen kühnen verwegenen Gebieter in unser Land gelockt haben, und unsere Stadt — ach, ich kann es vor Schmerzen kaum sagen! — wird ein schreckliches Geschick ereilen. Sie wird öde und wüst bleiben, und unsere Kinder werden die Sünden der Väter büßen, weil von hier aus zum größten Teil der Verrat des Vaterlandes an unberufene Fremdlinge und ihre Kriegsknechte angesponnen wird. Versteht Ihr mich jetzt, mein Herzblut!"

Der Ratsherr hatte den Mann Gottes mit Entsetzen angehört und sein Haupt war auf seine Brust herabgesunken. Er erkannte, daß er bisher schlecht gehandelt und daß er sich einer verwegenen Partei als Werkzeug hingeworfen hatte. Sein Gesicht ward blaß und er schloß den edlen hohen Verwandten in seine Arme.

„Ich erkenne es und weiß es nun," sprach er mit zitternder Stimme, „daß ich schwer gefehlt habe, und es macht mir eine große Pein, es zu bekennen."

„Kehret um, da es noch Zeit ist," rief der Priester begeistert aus, während ein Lichtstrahl heller Freude auf seinem Angesichte glänzte. „Ihr habt die Kraft

und die Mittel in der Hand. Werdet ein entschiedener Mann, der Glauben und Vaterland nicht an ein paar Schufte hinwirft, und der bei dem Gedanken schaudert, daß der Fremdling aus dem Norden auch nur eine Hand voll deutsche Erde für sich erobern sollte."

Der Ratsherr ward nachdenklich, und er ward von einem peinlichen Gefühl gefoltert.

„Aber kann ich noch umkehren?" rief er schmerzlich und bewegt aus, „duldet es meine Ehre und verträgt es meine Stellung? Haltet Ihr den Rat der Stadt für so verkommen, daß er das Vaterland und unsere Freiheiten an einen Kriegsmann verkauft, den eine unzufriedene und verwegene Partei in's Land gelockt?"

„Der Rat der Stadt", fiel der Greis mit allem Ernst ein, „wird vom Strudel fortgerissen werden, der über seinem Haupte zusammenschlägt, und die Wogen des Umsturzes werden ihn verschlingen und sogenannte Männer der That werden die Ruder ergreifen. Wie sollte er der Bewegung widerstehen können, wenn sich die Feinde — als solche betrachte ich die Schweden — unsern Thoren nähern? Oder was wird der Rat thun, wenn die Kaiserlichen um die Mauern der Stadt einen weiten Kreis von Gewaffneten aller Art ziehen? Ich weiß es, daß man uns sagt, die Bewohner der Stadt hätten einigen Grund, mit dem Kaiser zu grollen. Soll aber dieser Groll der Grund sein, mit dem allergrößten Feind des Vaterlandes zu unterhandeln? Seid ihr Bürger mit

Christian Wilhelm nicht auch zerfallen? Wie kommt es denn, daß ihr mit ihm das gleiche Liedlein singt? Ihr macht ungewollt die gleiche Sache zum Ziele eueres Wirkens. Wehe, wehe! — die Rache wird euch in einer schrecklichen Stunde ereilen."

„Was muß ich denn thun," rief Hans von Rosenberg aus, „damit ich Euern Worten gerecht werden kann?"

„Kehret um," sprach der greise Gottesmann, „schließet Euch an die Bessergesinnten im Rate und bildet bei Euern Freunden einen Bund gegen die Aufwiegler und Feinde des Kaisers. Es gibt noch viele gute Elemente in der Stadt und man braucht sie nur zu sammeln."

„O mein Vater!" seufzte der Ratsherr, und die Erinnerung an das wilde Benehmen der Unzufriedenen in dem Gefängnisse des Obersten trat ihm lebhaft vor die Seele, „was Ihr verlangt, ist unmöglich."

„Wohlan, wenn Ihr Euch zu keiner kühnen That entschließen könnt," sprach der Greis, „so schließt Euch ein in Euer Haus und helfet wenigstens den Meuterern nicht."

„O wäre es mit mir nie so weit gekommen!" rief der Ratsherr aus, „aber so hart es mich auch ankommt: ich will Euch folgen."

„Es wird gut sein," versetzte der Priester, „je bälder es geschieht, desto besser ist es. Denn ich kann es Euch nicht verschweigen: das Unglück kann jeden Tag losbrechen. Der Schwedenkönig hat sein kaltes eisiges

Vaterland verlassen und in wenig Tagen kann er auf der deutschen Erde landen. Es wird ein gräßlicher Sturz erfolgen, den keines Menschen Hand aufhalten kann. Die Brüder, welche von uns im Glauben geschieden sind, harren des vermeintlichen Erretters und werden ihn — zu ihrer eigenen Schmach sei es gesagt! — mit offenen Armen empfangen. Der Administrator ist in der Stadt: noch hält er sich verborgen; aber seine Freunde handeln mit ihm." *)

Der Ratsherr zuckte zusammen, und es war ihm, als wollten seine Kräfte ihn verlassen.

„Christian Wilhelm hier!" sprach er leise vor sich hin, „Gott sei uns gnädig!"

„Schon wächst die Aufregung in der Stadt," fuhr der Greis fort, „ein neues Leben ist in ihren Schlupfwinkeln erwacht. Allabendlich tagen die Unzufriedenen, und der Rat der Stadt wird beschimpft und ganz um

---

*) Christian Wilhelm mußte lange Zeit die Stadt Magdeburg meiden; als er aber vernahm, daß der Schwedenkönig Gustav Adolph seinen Plänen, in den Besitz des Erzstiftes zu kommen, nicht abgeneigt wäre, kehrte er in die Stadt zurück und hielt sich längere Zeit verborgen. Der Rat wußte es nicht; er war daher sehr überrascht, als er eines Tages die Kunde erhielt, der Administrator sei in der Stadt, und zwar mit ausdrücklicher Mißbilligung seiner Freunde. Christian Wilhelm benützte die Zeit dazu, um gegen dessen Willen zu arbeiten. Er fand in der Stadt viele alte Freunde, die ihn gleichfalls gegen den Kaiser benützten.

sein Ansehen gebracht. Alles in der Gemeinde ist bereit, den verhaßten Rat zu stürzen, und in den Bierhäusern, auf dem Markte, in den Weinschenken, sogar auf den Kanzeln, an geheiligter Stätte wird der Rat angegriffen. Er muß fallen; aber laßt es Euch gesagt sein: es ist besser redlich und ritterlich untergehen, als mit den Verrätern unserer Freiheit im Bunde zu stehen."

Glänzende Thränen perlten aus den Augen des Priesters, und mit starrem Blicke betrachtete er den Ratsherrn, der unbeweglich stand.

„In kurzer Zeit?" rief der Ratsherr aus und rang die Hände, „o Gott!" so bald willst du dein Volk in dieser ungehorsamen Stadt heimsuchen? Soll ich die Frevel mit ansehen, welche hier verübt werden? Lieber nimm mich weg von dieser Erde."

„Was sind das für Worte?" sprach der Priester, „Ihr müßt leben: der junge Held und Euer einziges Kind — die liebe Hildegard! — bedürfen Eures Lebens."

„Eure Worte schmettern mich zu Boden," sagte der Ratsherr, der den Priester nicht gehört zu haben schien. „Was soll ich beginnen? Ja, ich will umkehren und redlich fallen."

„Es ereilt mich vielleicht das gleiche Geschick an Eurer Seite, geliebter Bruder!" sprach der Priester. „Gegen wen wird sich die Rache des Pöbels zuerst richten, als gegen die Verteidiger des Kaisers und des alten Glaubens? Doch, ich habe Mut: Gott wird

die Seinen am Tage der blutigen Entscheidung nicht verlassen."

Mit diesen Worten ließ er sein Haupt auf die Brust sinken und verfiel in ein langes schmerzliches Nachdenken; auch der Ratsherr schwieg, und er wagte kein Wort zu erwidern. Er wollte den edlen Priester nicht kränken.

Da hüpfte eine stattliche Jungfrau in das Zimmer. Sobald ihre Augen auf den Priester fielen, leuchteten sie hell auf und eine freudige Überraschung sprach aus jedem ihrer Züge. Es war Hildegard, des Ratsherrn Tochter, ein zierliches liebliches Mädchen von achtzehn Jahren, blühend in der Fülle der Jugend und von ausnehmender Schönheit. Hildegard war der Liebling des Propstes und der Augapfel des Vaters, und sie war rein und unschuldig und ihr Herz hatte keine Makel. Wer das Mädchen näher kannte, der mußte es gerne haben, und es war die Güte und Liebe selbst. Wenn Hildegard lächelte und plauderte, stahl sie den Zuhörern das Herz, und wenn sie mit rührenden Worten bat, so konnte dieser herzlichen Bitte niemand widerstehen. Sie war ein Engel auf Erden, und mancher Arme in der Stadt hätte davon erzählen können. Wenn sie durch die Straßen der Stadt wandelte, so zog ihre blendende Schönheit die Augen vieler auf sich. Die Armen waren voll des Lobes; aber die sittsame Jungfrau achtete dieses Ruhmes nicht. Obgleich sie erst achtzehn Jahre alt war, so wirtschaftete sie doch wie eine erfahrne Hausfrau. Hildegard hatte ihre Mutter

nicht gekannt; sie starb, als man dem weinenden Vater das Pfand seiner Liebe bot. Der Gedanke, keine Mutter zu besitzen, machte sie oft traurig; aber die Stimme des Glaubens hatte sie auch bald wieder aufgerichtet, und sie blickte voll froher Hoffnung in die Zukunft.

„Ha, da ist ja mein lieber Vater!“ rief das Mädchen mit einer Stimme voll Unschuld aus. „Gott grüße Euch!“

Und Hildegard ergriff die Hand des Priesters und führte sie an ihren Mund und küßte sie. Der Gottesmann richtete einen Blick unaussprechlicher Liebe auf das Mädchen, das er mit stiller Wehmut, als spräche er ein Gebet, betrachtete.

„Gott möge Dich segnen, mein Engel!“ sprach der Greis mit inniger Rührung. „Wo ist mein Liebling — Friedrich von Scharfenstein?“

„Er ist im Büchersaal,“ gab das Mädchen zur Antwort. „Den ganzen lieben Tag blättert er gedankenvoll in alten Büchern und wirft die Landkarten im Gemache hin und her, als ob es um eine Wette ginge, und er sagte, daß er einen Besuch von Euch erwarte.“

„Sagte er dieses?“ fragte der Priester schnell, „dann muß ich ihn sogleich aufsuchen.“

Und der Greis ergriff die Hand des lieblichen Mädchens und verließ das Gemach. Hildegard empfand

eine hohe himmlische Freude, als sie den Freund ihres Herzens und den Vater ihrer Seele zu ihrem Verwandten bringen konnte, und nach wenigen Augenblicken waren sie im Büchersaal angekommen. Der Junker hatte das Haupt über eine alte Landkarte gebeugt, als wollte er das Blatt mit seinen Augen durchbohren. Er drehte das Papier nach allen Richtungen, und er zeichnete einige Punkte an, und als er am Rand einige Bemerkungen gemacht, warf er das Blatt verächtlich auf die Seite.

„Die Karte taugt nichts,“ sprach er vor sich hin, „sie ist veraltet und man kennt jetzt die festen Werke nicht mehr. Ich muß mir selbst die Wälle und Ringmauern näher besehen.“

In diesem Augenblicke trat der Priester mit dem Mädchen in den Büchersaal.

V.

Ein Entschluß.

Der Büchersaal war ein hohes geräumiges Gemach. An den Wänden waren Schränke angebracht, in welchen die Bücher in hübschen Einbänden prangten, und in einem besonderen Gestell waren alte Folianten aufgeschichtet. Über den Gestellen erblickte man die Bilder der Ahnen der Familie — lauter ernste, ehrwürdige Gestalten. Die Ahnen des edlen Hauses von Rosenberg waren fast sämtlich im Rate gesessen; man konnte behaupten, die Ratsherrnwürde sei in dem Hause erblich gewesen. Dem aufmerksamen Beobachter konnte beim Anblick der alten Familienbilder die Bemerkung nicht entgehen, daß die ehrwürdigen bärtigen Gestalten schlecht in die aufgeregte Zeit paßten. Gleichwohl blieben sie da. Neben diesen Bildern hing Kriegsschmuck verschiedener Gattung, und nach der Meinung des Eigentümers waren es die Waffen, welche seine Ahnen in den berühmten Fehden führten, welche die alte Reichsstadt mit beutegierigen, rachesüchtigen Nachbarn auskämpfen mußte. Dem Rüstzeug sah man es an, daß es aus einer grauen Vergangenheit herstammte — aus einer Zeit, welche weit hinter der Glanzperiode

des weltberühmten Hansabundes lag. Da sah man Helme, welche mit einem schwärzlichen Roste überzogen waren; da erblickte man Harnische und Schlachtschwerter von einer seltenen Länge und Schwere; auch Waffenröcke aus dem letztverflossenen Jahrhundert waren an den Wänden aufgehängt. Um das Gemach einigermaßen heimlich zu machen, waren die Fensterscheiben mit Darstellungen aus der Geschichte Magdeburgs bemalt worden, die an trüben Tagen ein zweifelhaftes Licht durchblicken ließen. In einer Ecke aber sah man einen kleinen Altar — ein altehrwürdiges Familiendenkmal aus einer guten Zeit, und vor dem Altar stand ein kostbarer Fußschemmel, in welchen ein wunderliebliches frommes Bild eingestickt worden war. Dieser Altar war Hildegardens erstes Kleinod, und manchmal hatte das Mädchen, auf seinen Knieen vor dem Bilde der schmerzhaften Mutter liegend, in einsamer Stunde seinen Schmerz ausgeweint und Trost und Beruhigung gefunden.

„Nichts verbergen, mein junger Fant!“ rief der Priester aus, „hast du etwa vor mir Geheimnisse?“

„Niemals, lieber Vater!“ sagte der Junker, „allezeit will ich gegen Euch offen und ehrlich sein. Ich habe da eine alte Karte der festen Werke Magdeburgs gefunden, und ich habe sie durchgegangen. Hier ist sie.“

Und der fröhliche Mann reichte seinem geistlichen Vater das Blatt.

„Sie ist veraltet,“ sprach der Greis, „und sie ist unbrauchbar. So sahen die Werke aus zur Zeit

des Schmalkaldischen Bundes, also vor mehr denn hundert Jahren, und wie sehr hat sich seit jener Zeit alles geändert! Man kennt auch die Bewohner der Stadt nicht mehr, so wenig als ihre festen Werke."

„So geht es in der Welt," sprach der Junker gleichgiltig, „aber sehr angenehm wäre es mir gewesen, wenn ich die Stärke und den Umfang der Werke hätte kennen lernen können. Ich habe Sinn für solche Studien und sie schlagen ein in meinen Beruf."

„Du hast dich also bestimmt und fest für den Wehrmannsdienst entschieden?" fragte der Priester, während er die Hand des Junkers ergriff und seinen Freund an einen Tisch fürhrte. „Es ist ein schöner Beruf und du wirst doch in kaiserliche Dienste treten?

„Welche Frage?" rief der junge Mann erstaunt aus, „wie könnt Ihr daran zweifeln, mein Vater?"

„Es freut mich," versetzte der Greis, „der Kaiser bedarf der Freunde — jetzt mehr als früher, und es bricht ein fürchterlicher Sturm über seinem Haupte herein."

Hildegard hatte das Gemach verlassen, um für den betagten Priester einige Erfrischungen zu holen. Sie wußte wohl, daß er eine süße Gabe nicht verschmähte und daß er eine kleine Erkenntlichkeit aus ihrer Hand gerne annahm. Der Greis konnte also offenherzig mit dem Jünglinge reden.

„Ich habe meinen Entschluß gefaßt," sagte der hoffnungsvolle Mann, „das Leben in der Stadt ist so wild. Es gefällt mir hier nicht mehr, und ich muß wieder hinaus in's Feld.

„Gott segne deinen Willen," versetzte der Priester, und „er nehme dich in seine gnädige Obhut."

Der Junker schwieg, und er ließ seinen Blick unstät im Gemache herumirren. Der Domprobst betrachtete ihn lange und erkannte einen tiefen Schmerz, der an seiner Seele nagte; aber wollte das Gespräch nicht auf das lenken, was er längst gesehen; denn er wollte seinem jugendlichen Freunde kein Leid bereiten.

„Und sage mir, mein Lieber!" begann endlich der Priester wieder, „in welche Armee willst du treten? Hast du schon ganz bestimmte Pläne?"

„Ich bin halbweg entschlossen," gab Friedrich von Scharfenstein zur Antwort. „Ich will in die linguistische Armee eintreten."

„Brav, mein Edler!" rief der Priester aus, „das ist schön, und daran erkenne ich dich, und du konntest nicht anders handeln. Schon als Knabe bist du meinen Wünschen nachgekommen, und was du mir nur an den Augen ansehen konntest, das hast du mir gethan. Die guten Lehren und Ermahnungen fangen an ihre Früchte zu tragen."

Der Greis zog den Junker an seine Brust.

„Dein Beginnen erfüllt mich mit dem höchsten Entzücken," sprach der Greis wieder, „du trittst ein in die Fußstapfen deines seligen Vaters — meines vieljährigen treuen Freundes, an den ich nicht ohne Schmerz in der Seele denken kann. Werde ein Held wie er: dann darfst du den Tod nicht scheuen; denn du fällst für eine heilige Sache. O dein Vater war

ein Mann, wie es wenige gibt! Unerschütterlich stand er zum Rechte und zur Verteidigung der Wahrheit, und der Kaiser hatte keinen getreuern Kriegsmann als eben ihn. Er genoß aber auch sein ganzes Vertrauen. Nimm ihn dir zum Muster. Du wirst mich verstehen: ich habe dir den Geist des Vaters eingehaucht; zeige, daß du mich begriffen!"

„O mein Vater!" rief der Junker, „erinnert mich nicht an den, den ich durch's ganze Leben so hoch verehre! Es thut mir in der tiefsten Seele wehe. Ich will aber seinen Tod rächen."

„Die Rache gehört Gott," sprach der Domprobst, „laß keine solchen Gedanken in deine Seele kommen. Es ist freilich schmerzlich zu wissen, daß man einen zärtlichen Vater besaß, der vom Tode in der Blüte der Jahre überrascht wurde; aber er fiel für einen schönen Gedanken. Sein Mut wird selbst von den Gegnern der kaiserlichen Sache bewundert und den blutigen Tag bei Wimpfen werde ich nie vergessen. Dort kämpfte er wie ein Held, und er fiel, von zwei Kugeln getroffen, vom Pferde und ward von den Hufen der Schlachtrosse zertreten. Er war ein gewaltiger Reiter — ein gefürchteter Kriegsmann. Am gleichen Tage starb deine Mutter in meinen Armen — eine geliebte Schwester, deren Andenken mir heilig sei. Sie übergab dich, ein armes Waisenkind, meiner Obhut, und sie verschied leichter, und ich werde das nie vergessen."

Der Junker schwieg. In seinem Auge blitzte eine Thräne, die über seine Wangen rollte. Der Priester

bemerkte die Niedergeschlagenheit des jungen Mannes, und er zog ihn mit Wonne an sein Herz.

„Sei nicht traurig, meine Hoffnung!“ sprach der Priester gerührt, „schau fröhlich in's Leben und in die Zukunft. Es lächelt dir eine schöne Zeit, in welcher du dich auszeichnen kannst. Noch wird der Bürgerkrieg kein Ende nehmen, und wir stehen am Anfange großer neuer Verwickelungen. Dein Arm ist stark, und dein Herz ist von gutem Mut beseelt. Was soll dir dann noch fehlen, und was soll dich kränken?“

„Mein Vater!“ seufzte der Junker, „Eure Worte tröpfeln wie ein kühlender Balsam in mein Herz, das in diesem Augenblicke traurig gestimmt ist. Es lebt neu auf, wenn Eure milde Stimme an mein Ohr dringt.“

„Das freut mich aufrichtig,“ sagte der Priester, „lächle nun wieder und sei guter Dinge.“

In diesem Augenblicke trat Hildegard in den Büchersaal. Sie trug einen Teller, mit Früchten bedeckt, in der einen Hand und stellte ihn vor dem Priester auf den Tisch, und in der Rechten hielt sie eine Flasche Wein.

„Du bist immer sehr freundlich,“ sprach der Priester mit Milde, „du lassest mich nie ohne süße Labung gehen, mein Kind!“

„Wenn's mundet, so soll's mich freuen,“ sagte das Mädchen, „eine kleine Gabe kann man immer annehmen.“

„Ja, da kann man nicht anders," versetzte Friedrich von Scharfenstein, „wenn sie nur spricht, muß man sie gern haben."

Hildegard that, als ob sie dieses Wort nicht gehört hätte. Sie mußte sich aber einige Mühe geben, daß sie ihre Verlegenheit verbergen konnte, und eine hohe Röte bedeckte ihr Gesicht.

„Es ist eine Kleinigkeit," sagte das Mädchen, „der Vater will's haben, daß ich seine Lieben also bewirte. Wenn es indessen zu viel ist, mein Vater, so kann ja unser junger Freund auch mithalten."

Mit diesen Worten hüpfte Hildegard hinaus zum Büchersaal, aber gleich war sie wieder da und brachte zwei Gläser. Sie öffnete die Flasche und schenkte ein, und der perlende Wein im Glase sah einladend genug aus.

„Dein Wohl und das Glück Hildegardens!" sprach der Greis und ergriff das Glas.

„Eure Gesundheit, mein Vater!" sagte Friedrich von Scharfenstein und führte den Wein an seine Lippen.

Hildegard setzte sich mit dem Strickzeuge an den Tisch, und sie arbeitete, daß es eine helle Lust war, ihr zuzuschauen. Der Priester ließ sich die Früchte recht gut schmecken, und Friedrich heftete bald seine Augen auf Hildegard, dann sah er wieder auf seinen Vater. Bald war auch ein Gespräch im Gange und es drehte sich um den Gang der Tagesereignisse. Der Priester wollte zwar wieder den Faden der Rede aufnehmen, der durch das Erscheinen des lieblichen Mädchens unterbrochen worden war. Friedrich von Scharfenstein aber lenkte

das Gespräch nicht ohne Absicht auf das Leben des Generals Tilly; denn sein Entschluß, in das Heer einzutreten, sollte der Jungfrau verborgen bleiben.

„Tilly ist ein außerordentlicher Mann," sagte der Junker, „und er ist der größte Held unsers Jahrhunderts. Ich hege eine unbegrenzte Verehrung für diesen felsenfesten Charakter in meinem Herzen."

„Dann stimmen wir mit einander überein," sprach der Priester, während er sich in seinem Stuhle rückwärts lehnte. „Tilly ist eine Erscheinung, wie sie uns selten auf dem Schauplatze der Geschichte begegnet. Ich kenne ihn gut und er ist ein Freund von mir. O könnte ich ihn wieder einmal sehen! Wir lebten längere Zeit zusammen. Ich wollte auch ein Krigsmann werden und meine Eltern hätten es gerne gesehen. Da warf mich ein hartnäckiges Fieber auf's Krankenbett; ich war dem Tode nahe, und da machte ich ein Gelübde, mich dem geistlichen Stande zu widmen, wenn mir Gott die Gesundheit des Leibes wieder gebe, und Gott hat mein Gebet erhört — ich wurde wieder fröhlich, und das Leben blieb mir wieder geschenkt. Ich trennte mich von meinem alten Freunde und bin seit jener Zeit vielfach herumgeworfen worden in den deutschen Landen; aber Tilly blieb mir gewogen, und er war stets einer meiner besten Vertrauten. Du solltest ihn sehen, den edlen Helden, mein junger Freund! Wenn du ihn mit Wallenstein vergleichen würdest, den du so hoch verehrest, so würde die Vergleichung zu Tilly's Vorteil ausfallen. Wallenstein war und ist stets voll

Ränke, Tilly's Herz ist offen und gerade. Wallenstein ist ein dunkler rätselhafter Charakter von finsterer Verschlossenheit, zweideutig und voll geheimer Anschläge, die man noch nicht ganz verstehen kann: Tilly ist die Wahrheit selbst, und seine Treue gegen Kaiser und Reich ist so unwandelbar, als der Lauf der Gestirne. Für welchen Kriegsmann wirst du dich entscheiden?"

„Ich kenne Wallenstein," versetzte der Junker, „und ich habe ja unter seiner Fahne gefochten. Er hat mir hohe Achtung eingeflößt; was aber seine geheimen Bestrebungen sind, da müssen wir die Zeit abwarten, die sie zur Reife bringen wird."

„Du bist schlau, mein Braver!" sagte der Priester, „und du willst dich aus der Schlinge winden."

„Ich verehre den wackern Tilly hoch," gab Friedrich von Scharfenstein zur Antwort. „Wo er auftrat, ist ihm der schönste Sieg auf dem Fuße nachgefolgt und seine Treue kennt keine Grenzen. Er allein hat mit seinem tapfern Heere fast alle Feinde des Kaisers niedergeworfen und seine Armee darf als eine Mustertruppe in Europa angesehen werden. Es herrschen Ordnung und Mannszucht in seinem Heere, und er steht bei seinen Soldaten, mit denen er Alles brüderlich teilt, in hohem Ansehen. Sie lieben ihn als ihren Vater. Seine Offiziere nennen ihn den deutschen Josua, und wie oft wird er in unserer Zeit der deutsche Gideon geheißen? Man vergleicht ihn mit den Maccabäern und die Dichter rühmen ihn als

jenen, der Hannibal an Kühnheit und Klugheit übertroffen."*)

„Und das dürfen wir nicht vergessen," fiel der Priester ein, „er schätzt keinen Gegner zu gering, und das hat ihm schon die schönsten Erfolge gesichert. Noch hat Tilly seine Feldherrntugenden durch keine Schwäche und durch kein Laster verdunkelt, was wilde Horden vor ihm gethan. Er ist an Enthaltsamkeit gewöhnt, und der Held, der über Tausende gebietet und herrscht, hat sich zuerst selbst bezwungen."

„Wenn man Euch reden hört, mein Vater!" sagte Hildegard mit lächelndem Munde, „so regt sich in meinem Herzen fast unwillkürlich der Wunsch, diesen seltsamen Mann zu sehen."

„O mein Mädchen!" rief der Priester aus, „dein Wunsch sei mir zwar von keiner schlimmen Vorbedeutung; aber es kann sein — was ist in unsrer Zeit nicht möglich! — daß Tilly bald an die Mauern der Stadt rücken wird, um die Ordnung herzustellen und die Niedertracht unserer Zeit zu rächen."

---

*) Tilly wird vom Verfasser der schon öfters angezogenen Schrift in so ehrenvoller Weise gefeiert, wie wir es selten treffen: er ist erhaben über kleinliche Vorurteile. Er kann bei seinem Gerechtigkeitssinn nicht anders. Tilly selbst wird von seinen Zeitgenossen hoch gepriesen: sogar seine Feinde und erbittertsten Gegner, wie der fanatische Sponheim waren genötigt, Tilly's Edelmut und Charakterfestigkeit zu loben. Dr. A. Heising a. a. O. S. 166 ff.

„Die Schlechtigkeit hat hier einen hohen Grad erreicht,“ setzte Friedrich von Scharfenstein hinzu, „und es kann nicht mehr lange so bleiben.“

„Doch lassen wir das,“ sprach der Priester, „wir wollen uns die Zukunft in einem nicht all zu trüben Lichte vormalen.“

Das sagte der Priester aber nur aus Rücksicht für die Tochter des Ratsherrn; er wollte sie nicht betrüben. Hildegard besaß ein zu edles Gemüt, als daß es ihr nicht Schrecken eingeflößt hätte, wenn von nahebevorstehenden Kämpfen in der Stadt ferner gesprochen worden wäre. Sie hatte ganz gut begriffen, daß ihr geliebter Vater unmittelbar in den Strom des Verderbens hineingerissen worden wäre. Der Greis zog es also vor, dem Gespräch alsogleich eine mehr heitere Wendung zu geben, und der Junker verstand ihn und schloß sich bereitwillig seiner Rede an.

„Noch sei es mir vergönnt,“ begann der Greis wieder, „eine Vergleichung zwischen Wallenstein und Tilly anzustellen. Wir wissen, wie unermeßlich reich Wallenstein geworden war, als er sich an die Spitze eines Corps emporgeschwungen hatte. Es gab ja in einem weiten Umkreis keinen so begüterten Edelmann, als er war. Woher hat er Alles bekommen? Er bereicherte sich durch den Krieg. Ich mache ihm dieses nicht zum Vorwurf, und Viele vor ihm haben es auch so gemacht. Es ist ihnen geglückt. Aber was müssen wir von Tilly sagen? Sei mir gerecht, mein junger Freund! Tilly ist mittellos, und er ist immer arm ge-

wesen, und er will nicht reich werden. Er weiß das Geld nicht zu schätzen und er ist der uneigennützigste Mensch, den ich in meinem Leben kennen gelernt habe. Er teilt Alles brüderlich mit seinen Waffengenossen, namentlich nimmt er sich der jungen Offiziere an."

Des Junkers Wangen überflog bei diesem Worte eine hohe Röte und sein Wunsch, in das sieggewohnte Heer Tilly's einzutreten, stand fester denn je. Er sah, mit hohem Entzücken erfüllt, auf den Priester, der mit so vieler Hochachtung von dem Helden sprach, dem auch er sich in die Arme werfen wollte.

„Eure Worte erfüllen mich mit aufrichtiger Freude," rief er aus, „denn ich verehre in Tilly nicht blos den Kriegshelden, sondern einen getreuen Freund meines Vaters."

Hildegard ward in diesem Augenblicke gerufen, und sie verließ schnell das Zimmer und eilte nach dem Gemache des Vaters.

„Mein Entschluß steht fester denn je," sprach Friedrich von Scharfenstein, sobald sich Hildegard entfernt hatte, „ich trete ein in die Reihen des Heeres, welches ein so großer Mann anführt und begeistert, und es soll mich nichts mehr in der Welt davon abbringen. Hinaus in's Feld! Es wird mir doch allgemach zu enge in diesem Hause!"

Friedrich von Scharfenstein lief schnell an's Fenster und seine Pulse schlugen heftig. Er hatte es bisher noch nicht gewagt, seinem Vater das mitzuteilen, was sein Herz drückte und gefesselt hielt. Er hatte nicht

den Mut, mit ihm über den süßesten Wunsch zu reden, den das Herz eines braven Mannes erfüllen kann. Eine mächtige Neigung zu Hildegard — der reichen Erbin des Ratsherrn, zitterte durch sein Herz und ließ ihm keine Ruhe. Er sah die Unmöglichkeit ein, eine Verbindung mit Hildegard zu erzielen und er litt in einsamen Stunden die größten Qualen. Er kämpfte mit sich selbst den schwersten Kampf, und er konnte nicht siegen, so lange er in dem Hause des Ratsherrn war. Er sah voraus, daß er bei Hans von Rosenberg auf einen entschiedenen Widerspruch stoßen werde und daß der Vater nie einwilligen werde in eine Verbindung, die dem Glanz und dem Reichtum seines Hauses nicht entsprach, und er dachte auch zu edel, als daß er ohne wichtigen Grund das Haus verließ, in dem er mit so viel Liebe aufgenommen und mit so viel Zuvorkommenheit behandelt wurde. Und doch sah er, wie er bei Hildegard auf Gegenliebe rechnen konnte, und die Erinnerungen an die untrüglichen Anzeichen ihrer offenen Teilnahme fielen ihm so schmerzlich, daß er in schlaflosen Nächten bis zu Thränen gerührt wurde.

„Diese Neigung ist thöricht," sagte er dann zu sich selbst, „und ich muß sie unterdrücken."

Allein er war nicht mächtig genug, um den Kampf gegen sich selbst zu bestehen.

„Hildegard treibt mich aus dem Hause," sagte er leise zu dem Freunde seines Herzens. „Ich muß fliehen."

Und der Junker ergriff die Hand des Priesters und drückte sie mit Wärme und Innigkett, und eine

Thräne fiel nieder auf die Hand seines edelsten Beraters. Er sah es, und alsobald hatte er die Thräne mit den zitternden Lippen, die er küßend auf des Priesters Hand drückte, weggewischt, und er befand sich in einer fieberhaften Aufregung. Eine auffallende Blässe bedeckte sein Angesicht, das sonst in heller jugendlicher Frische strahlte, und seine Pulse schlugen heftig und der Atem wollte ihm stocken. Er hatte sein Geheimnis verraten.

„Mein Sohn!" sagte der Priester, „was sagst du?"

„Mein Vater!" rief der Junker schmerzlich aus, „Entschuldigung! Vergebung!"

Und der aufbrausende Mann stürzte an die Brust seines Freundes und wollte sich an dem ehrlichen Busen des Priesters ausweinen und er hielt den Greis fest umschlungen und drückte ihn mit Wärme an sein Herz, das laut und heftig schlug.

„Es ist vergeben," sprach der Greis, um den trefflichen Mann zu beruhigen. „Laß mich los!"

„Ich kann nicht," sagte der Junker mit bebender Stimme, „und ich zittere: ich habe das verraten, was niemand erfahren sollte."

„So, meinst du?" rief der Greis aus, „das wolltest du mir verschweigen?"

Da ging die Thüre auf, und Hildegard stürzte herein. Sie erblickte die Thränen in den Augen des jungen Mannes und blieb verwundert stehen. Sie konnte sich diese schnelle Verwandlung nicht erklären, obgleich

ihr Herz von einer süßen Ahnung, die sie sich nicht gestehen wollte, ergriffen wurde.

„Was ist das?“ sprach sie mit lauter Stimme, ihre Überraschung schnell verbergend, „mein teures Leben, was ist dir?“

Friedrich von Scharfenstein antwortete nicht. Er drückte einen Kuß auf die Wangen des alten Freundes und verließ schnell den Büchersaal, um im Freien frische Luft zu schöpfen, und Hildegard schaute ihm betroffen nach.

„Was ist ihm?“ fragte sie den Priester mit so viel Teilnahme, daß dieser in Verlegenheit kam und sein Auge sinken ließ.

„Es ist nichts, nichts,“ gab der Greis zur Antwort, „dein Verehrer fühlte eine kleine Übelkeit — — — er dachte an seine Jugend und an seine Mutter! — Er will die frische Luft suchen, damit seine Schläfe gekühlt werden, und im Freien wird sich seine Aufregung schnell und sicher legen, und dann wirst du ihn wieder sehen.“

„Der Arme!“ seufzte das Mädchen, und verbarg die Aufregung, welche in ihrem Busen tobte. „Wie lebhaft bedauere ich ihn.“

„Es wird sich bessern,“ sprach der Edle. „Laß ihn nur ruhen, mein Kind!“

„Ich kann nicht ohne ihn leben,“ sagte Hildegard, während ihr Herz mächtig schlug und ihre Wangen erblaßten. „Ich kann es nicht sehen, wenn er traurig ist, und ich muß ihn trösten. O er ist seit einigen

Tagen immer so nachdenklich und in sich gekehrt. Ich kenne ihn nicht mehr und er flößt mir ein herzliches Mitleid ein."

Sie that sich Zwang an, um die wahren Empfindungen ihres Herzens zu verbergen. Der Greis ahnte es, er sagte aber kein Wort, um das Zartgefühl der Jungfrau nicht zu kränken und noch mehr aufzuregen.

„Es ist Zeit zum Abschiede," sprach er sanft und ergriff des Mädchens Hand. „Ich muß gehen."

Hildegard führte den Priester bis an die große Pforte, welche in das Haus des Ratsherrn führte, und sie sprach gegen ihre Gewohnheit kein Wort, und war in ein seltsames Nachdenken versunken, das man an ihr noch nie bemerkt hatte. Der Greis schwieg still.

„Suche den wackern Edeln zu trösten," sprach er nur, als er an der Pforte angekommen war, „es würde mir leid thun, wenn er sich kränken würde."

„Ich will ihn gleich aufsuchen," sagte Hildegard und küßte des Priesters Hand.

„Thue das, mein liebes Kind!" erhielt sie zur Antwort, „und es soll mich freuen, wenn du den niedergeschlagenen jungen Mann durch deine Worte aufrichten kannst."

Der Domprobst trat aus der Pforte und Hildegard kehrte in das Haus zurück.

VI.

Ein Geständnis.

Im Hinterteil des Hauses war ein schöner stiller Ort, der den Sonnenstrahlen fast während der ganzen Tageszeit ausgesetzt war. In diesem Teil des Hauses hatte der Ratsherr einen Garten anlegen lassen, der mit einem prachtvollen Glasdache bedeckt war. In der Mitte des Gartens, der mit reichem Geschmack bebaut war, befand sich ein Springbrunnen, der sein Wasser sprudelnd bis an das Dach warf und der in der heißen Jahreszeit eine köstliche Kühlung verbreitete. Der Garten glich mehr einem Salon, und er war mit einer verschwenderischen Pracht ausgestattet und der Lieblingsplatz des Ratsherrn. Da wandelte er manche Stunde des Tages auf und nieder zwischen Blumen, welche das ganze Jahr die vortrefflichsten Gerüche verbreiteten, und wenn Hans von Rosenberg aufgeregt aus dem Rathause kam, so lief er zuerst in den Garten, und unter dem hellen Glasdache in der angenehmen Kühlung ward sein Herz ruhig und zufrieden. In müssigen Stunden traf man ihn gewöhnlich an diesem Orte, und seine Träume waren nur von dieser Einsamkeit und von der Entwickelung

der öffentlichen Angelegenheiten erfüllt. Man konnte dem reichen Ratsherrn diese Vorliebe nicht verdenken; denn es sah an diesem Orte so heimlich und ruhig aus, daß man da gerne verweilte und Sorgen und Plagen vergaß.

In diesen Garten war der Junker geflohen; er war auch für ihn ein Lieblingsaufenthalt. Er fand Gefallen an dem Plätschern des Wassers, das keine Ruhe kannte, und der Schmelz der Blumen, der sein Auge erfreute, lud ihn ein zum flüsternden Geständnis der Liebe; die süßen Düfte, welche die tropischen Gewächse verbreiteten, erfüllten ihn mit dem Zauber des Wohlbehagens. Selbst bei Nacht traf man ihn hier; denn in dunkeln Nächten verbreiteten die Lampen an der Decke und an den Seiten hinter farbigen Gläsern manchmal ein magisches Licht. Er fühlte sich hier so wohl unter den stillen Zeugen seiner Liebe, die unablässig in seinem Innern tobte und ihn nicht zur Ruhe kommen ließ. Er floh von einer Blume zur andern und zerknickte die verdorrten Blätter in seiner Hand, und sein Herz ward erfreuet durch den Zauber, der ihn hier in so reicher Pracht umgab. Und hier, bei den stillen Vertrauten seines Grames, fand ihn die Tochter des Ratsherrn — ihn, den armen Edelmann, der nichts hatte, als einen starken Arm und ein braves Herz — ein kostbares Kleinod, mit dem er sein Glück in der Welt versuchen wollte. Es schwindelte ihm bei dem Gedanken, das Mädchen nicht für immer besitzen zu dürfen; denn je mehr er es sich

ausreden wollte, Hildegard zu lieben, um so heftiger war in ihm das Gefühl der Verehrung zu dem engelsgleichen Wesen erwacht. Er wußte es nun und es stand klar vor seiner Seele, daß er des Ratsherrn Tochter mit der ganzen Gewalt seines unverdorbenen Herzens liebe. Je mehr er sich bemühte, die Gedanken an Hildegard aus seinem Innern zu verdrängen, desto lebhafter kehrten sie in ihm zurück. Es graute ihm in der Seele, wenn er daran dachte, Hildegard werde ein Anderer — vielleicht ein Unwürdiger! besitzen, während er — ihr Verwandter herumirre in der kalten Welt, die für ihn tot war ohne die Jungfrau. Schon die Erinnerung an die Möglichkeit eines solchen Gedankens bereitete ihm einen solchen Schmerz, wie er ihn in seinem Leben noch nie empfunden. Eine innere Stimme warf ihm den Wahnsinn seiner Liebe vor; er war nicht stark genug, den Riesen zu bändigen, der sich seiner bemächtigt hatte, und wenn er sich vorstellte, wie undankbar er an Hans von Rosenberg handele und wie schmählich er die Gastfreundschaft mißbrauche, mit welcher er stets bedacht worden war, so hätte er verzweifeln mögen an sich selbst, und sein Entschluß, wieder in das Heer einzutreten, schien ihm das einzige Mittel zu sein, seiner qualvollen Lage zu entrinnen. Ach, er hatte einst fröhliche Tage verlebt, als er mit Wallenstein in den deutschen Landen umherirrte, und damals war er glücklicher denn heute, und mit der ganzen Stärke seiner Seele wünschte er jene Stunden zurück. Und doch bemerkte er, daß auch Hildegard mit

ihm litt: er hatte erkannt, daß er dem Kinde des Ratsherrn nicht gleichgiltig war.

„Es waren schöne Tage," sprach er zu sich selbst, „als ich noch ein Kind war, als ich noch mit ihr im Garten unter den Blumen spielte. Damals sagte Hans von Rosenberg oft: liebet einander als Geschwister!"

Er hatte in seiner Jugend keine Stunde bei Hildegard zugebracht, in welcher sie ihm nicht Zeichen ihrer ungeheuchelten und aufrichtigen Liebe gegeben hatte. Und war Hildegard anders geworden? Was sie als Kind ungescheut thun durfte, das konnte sie jetzt nicht mehr wagen; eine naive jungfräuliche Schüchternheit hatte es ihr verboten. Sein Herz sagte ihm, daß Hildegard eine viel größere Selbstverläugnung übe, als er selbst. Er sah es in ihren Augen; denn wenn er sie mit einem Gefühl unaussprechlicher Sehnsucht anschaute, ward sie überrot und schlug mit einer zarten Verschämtheit die Augen nieder, und solche Dinge waren dem wackern Junker nicht entgangen. Wie hatte das Mädchen aufgejubelt, als er vom Feld der Ehren in des Ratsherrn Haus kam als schöner schlankgewachsener Mann! Mit welcher auffallenden Aufmerksamkeit hingen ihre Blicke an ihm, und wie gerne plauderte sie mit ihm und wie willkommen war es ihr, wenn sie allein bei ihm sein konnte — ein Stündchen im Büchersaal oder im Garten. Da hörte sie mit ihrer glockenreinen Stimme nicht zu fragen auf, und stets wußte sie ihn zu beschäftigen, und wenn er von seinen Heldenthaten und kühnen Handstreichen

erzählte, da saß sie da auf dem Polster und hörte ihm mit einer Aufmerksamkeit zu, die deutlich sagte, was sich in des Mädchens Busen regte. Aus ihrem blauen vollen Auge blitzte dann ein Strahl feuriger Liebe, der erst erlosch, als sich die Blicke begegneten. Solche Wahrnehmungen standen noch frisch mit der ganzen ungeteilten Gewalt der Erinnerung vor seiner zagenden Seele.

Während Friedrich von Scharfenstein sich mit solchen Gedanken und Erinnerungen quälte, trat Hildegard in den Garten. Sie war aufgeregt; eine tiefe Blässe bedeckte ihr Gesicht und in ihren Augen müssen Thränen geglänzt haben, denn die Augenlider und Wangen waren noch feucht. Als sie Scharfenstein erblickte, erschrack er sehr und zitterte. Hildegard kam ihm näher und er lief ihr entgegen. Er konnte nicht ausweichen und sie ergriff seine Hand, welche krampfhaft zuckte. Sie wollte mit ihm reden — herzlich plaudern. Sie hatte ja den Freund ihres Herzens von Jugend auf gekannt. Sie wollte ihm aber nicht gestehen, daß er von ihr geliebt sei; denn die ganze Welt hätte dieses Geheimnis ihrem Herzen nicht entreißen können, bevor sie überzeugt gewesen wäre, daß sie bei dem Junker eine Erwiederung ihrer Liebe fände.

„Was fehlt dir denn?“ fragte sie mit sanfter Stimme, „und was missest du?“

„Nichts, Hildegard, nichts!“ sagte der Edle mit zitternder Stimme, „und mir ist ganz wohl.“

„Das lasse ich dir nicht gelten," rief Hildegard aus, während sie sich zu einem vertraulichen Lächeln zwang, „das ist nicht dein Ernst."

„Wie kannst du an meinen Worten zweifeln?" fragte Friedrich von Scharfenstein, „habe ich dir nicht stets die Wahrheit gesagt?"

„Stets, aber heute nicht," sagte Hildegard, „allein was kann dich denn bewegen, vor mir zurückhaltend zu sein? Kennen wir uns nicht von Jugend auf, und haben wir uns nicht von Jugend auf herzlich geliebt?"

Der Junker zuckte zusammen. Er drückte die Hand des Mädchens, und Hildegard zog sie schnell und heftig zurück. Sie ward rot im Gesichte, und Friedrich von Scharfenstein hätte auf den Boden sinken mögen, so sehr schmerzte ihn des Mädchens scheinbare Kälte.

„Komm mit mir," bat Hildegard herzlich, „der Vater ist nicht da, ich muß ein Weilchen herzlich mit dir plaudern."

Friedrich von Scharfenstein folgte der Tochter des Hauses, die seine Hand ergriffen hatte, und er lief der bildschönen Jungfrau fast bewußtlos nach. Er sprach kein Wort, und sein Herz war zu stürmisch bewegt. Sie standen vor einer kleinen Laube; denn auch diese fehlte nicht in dem Zaubergarten.

„Hier wollen wir Platz nehmen," sprach Hildegard zutraulich, „wir sind hoffentlich ohne Zeugen, und es wird uns niemand hören."

Friedrich von Scharfenstein trat ein und Hildegard folgte ihm und setzte sich in seine unmittelbare Nähe; aber der Edle konnte nicht zum Wort kommen.

„Es ist nicht schön von dir, daß du nicht sprichst," fing Hildegard an, „was habe ich dir denn gethan?"

„Nichts," versetzte der Junker, „aber du liebst mich nicht mehr — — — wie eine Schwester."

„Wie kannst du so reden!" rief Hildegard aus, „mein Bruder, du bist mehr denn früher der Liebling meines Herzens."

Und das Mädchen brach in Thränen aus. Hildegard verhüllte ihr Angesicht mit den zitternden Händen und schluchzte laut. Diesem Anblick konnte der Edle nicht widerstehen und er warf sich vor dem Mädchen nieder auf das Knie; aber bald erhob er sich wieder und schloß Hildegard mit leidenschaftlicher Glut in seine Arme ein.

„Hildegard, du beleidigst mich tief!" rief er mit bebender Stimme aus, „und du willst mich kränken. Du liebst mich noch als Schwester? Wie soll ich das deuten?"

Hildegard aber antwortete nicht, und sie fing an heftig zu schluchzen.

„Du liebst mich nicht mehr," sprach sie endlich und wand sich aus den Armen des Edlen.

Da fiel Friedrich von Scharfenstein vor dem Mädchen nieder, und er mußte mit Gewalt die Thränen der Liebe zurückhalten.

„Du hast recht, Hildegard,“ sagte er mit Leidenschaft und küßte des Mädchens Hand, „ich liebe dich nicht mehr als eine Schwester — aber ich liebe dich mehr. Du bist mein Hoffnungsstern, die Freude meiner Augen und die Wonne meines Herzens. Du bist der Thau für mein krankes Herz, die Sonne meines Lebens und der Gipfel meines Glückes. Wenn dein Auge mir leuchtet, bin ich entzückt, und wenn dein Mund zu mir lächelt, dann jubelt mein Gemüt. Du warst der Traum meiner Kindheit, und du bist das Licht meiner Tage. Du bist mein Alles; denn ich liebe dich! — — — Ja, ich liebe dich mit der ganzen Glut meines Herzens, das dir so freudig entgegenschlägt. Hildegard, o mein Leben! ich huldige dir — — — o stoße mich nicht zurück, und hasse mich wenigstens nicht, weil ich aufrichtig war. Ich kann der Stimme meines Herzens nicht mehr widerstehen. Ich mußte reden, auch wenn diese Worte der letzte Hauch meiner Seele gewesen wären. Urteile nun, aber verdamme mich nicht.“

Hildegard war verwirrt, und sie schlug verschämt die Augen nieder. Sie war aber zu aufgeregt, um sprechen zu können. Die Gewißheit, von dem Junker geliebt zu sein, hatte zwar ihr Herz von einer schweren drückenden Last befreit; aber es fiel ihr zu schmerzlich zu gestehen, daß ihr Herz von den gleichen Gefühlen ergriffen sei, und sie wußte, daß sie ihr Herz nicht an einen Unwürdigen hänge.

„Du schweigst, Hildegard!“ rief Friedrich von Scharfenstein aus, „dein Schweigen verurteilt mich.

Ach, ich konnte es wissen! Ich, ein armer Mensch, konnte es wagen, meine Augen zu dieser Fülle von Schönheit zu erheben. Ich war thöricht genug, zu glauben, die schönste und edelste Jungfrau werde einem Jüngling ihr Herz schenken, der nichts bieten kann, als sich selbst — ganz und fleckenlos wie die Rosen im Garten. Ich war eitel genug, zu meinen, die liebevollsten Augen glühen nur für mich. O Gott, nun bin ich unglücklich! Ich wußte es, daß es so kommen mußte; aber ich habe mein thörichtes wahnsinniges Streben nicht gezügelt. O Hildegard, sprich nur ein einziges Wort, damit ich wenigstens erfahre, daß ich von dir nicht gehaßt werde! Dann will ich aufstehen, und keine Stunde will ich länger in einem Hause verweilen, wo man mich als einen Undankbaren verachten wird."

„Wie könnte ich dich hassen?" stammelte das zitternde Mädchen, „begehe ich nicht den gleichen Fehler? Ach, es sollte ein Fehler sein? Ich achte, ich verehre dich — ja, ich kann nicht sagen, mit welch' hoher Verehrung ich an dir hänge; aber sei nachsichtig mit einem armen Mädchen, das dir gesteht, daß es dich liebt, das dir aber auch zugleich sagen muß, daß es einen Vater hat, dem es gehorchen muß. Er soll über unser Schicksal entscheiden, und wirst du dich seinem Ausspruch unterwerfen?"

„Ich will, weil ich muß," rief Friedrich von Scharfenstein mit aller Leidenschaft aus, „so sehr ich aber dein offenes Geständnis achte und anerkenne, einen

eben so bittern Schmerz macht es mir: ich bange vor dem Augenblick der Entscheidung — jene Stunde erfüllt mich mit Furcht und Schrecken."

Es war wohl nie ein aufrichtigeres Geständnis aus einem Munde gekommen und es hat aber auch selten eine edle Seele solche beseligende Worte mit höherem Entzücken angehört. Friedrich von Scharfenstein schlang seine Arme um den Hals des Mädchens und flehte den Segen des Himmels über jene, welche nun ihm gehörte.

„Teure, geliebte Hildegard!" sprach er mit froher Innigkeit, während er ihre Hand an seine bebenden Lippen preßte, „deine Worte klingen für meine Ohren wie ein himmlischer Gesang, und in meinem Leben werde ich nie diese Stunde vergessen. O so glücklich macht mich dein gutes edles Herz; doch die Furcht, ich möchte dich verlieren, könnte mir die Besinnung rauben; aber das schwöre ich dir, wenn ich scheiden muß aus dem Hause deines Vaters ohne dich, so wirst du mich nicht mehr sehen und ich will dann verlassen und einsam durch's Leben ziehen. Ich gehe zum Heere: mein Entschluß steht dann unwiderruflich fest. Die Erinnerung an dich soll mich dann in der Stunde der Gefahr begeistern und zum Siege führen. Nie will ich etwas thun, ohne dabei deiner und deines guten Herzens zu gedenken. Du hast mir heute die glücklichste Stunde meines Lebens bereitet — ich will alles Ungemach gerne ertragen, denn ich bin mir gewiß: das schönste und edelste Mädchen hat mich umfangen.

O teure Hildegard, fast möchte ich wünschen, ich hätte deine Worte nicht gehört!"

Friedrich von Scharfenstein schwieg und Hildegard blickte ihn erstaunt an.

„Ha, du fürchtest meinen Vater?" fragte sie schnell und zog die Hand des Junkers an ihren Mund, „du glaubst, er werde unser Bündnis zerreißen und er werde unsre Herzen trennen?"

„Ich weiß nur so viel, daß dich dein Vater über Alles liebt," gab der Edle zur Antwort, „ich sehe, daß er dich hält wie sein Leben."

„Und eben das gibt mir Mut!" rief Hildegard begeistert aus, „er wird seinem lieben Kinde den schönsten Wunsch des Herzens nicht versagen. Und mein Vater, dein edler Gönner und Berater, wird er unsere Wahl nicht billigen und segnen? Ich habe Mut!"

„Du sprichst wie ein Engel, mein Augenlicht!" sprach Friedrich von Scharfenstein und zog Hildegard wieder an sich, „deine Worte erquicken meine Seele. Ja, dein Vater liebt uns und er wird unsern Willen erfüllen!"

„Glaube Das nur," versetzte das Mädchen. „Im Glauben liegt die Hoffnung und die Liebe."

Über die Züge des Junkers goß sich der Zauber der kühnsten Hoffnungen. Hildegards Augen aber füllten sich mit Thränen, und wieder erhoben sich Zweifel in dem Herzen des glücklichen Mannes. Er

sprang auf und lief nach dem Eingang in die Laube, und er hielt seine Hände vor das Gesicht.

„Und wenn er mich verachtet?“ sprach er vor sich hin, „wenn er mir Undankbarkeit vorwirft? Wenn seine Güte sich in Strenge verwandelt? Wenn er mich aus seinem Hause stoßt, weil ich es gewagt habe, meine Augen zu seinem einzigen Kinde zu erheben — mit reicher Hoffnung im Herzen? O Hildegard, warum mußt du reich sein? Warum bist du nicht so arm wie ich? O dann stünde uns kein Hindernis im Wege! Dein Vater würde mich als seinen Sohn in seine Arme schließen, und unser Glück wäre vollkommen.“

Hildegard hatte die Worte wohl verstanden. Sie zog den Edlen zu sich hin und bat ihn, daß er noch einmal Platz an ihrer Seite nehmen möchte.

„Wahrlich,“ begann des Ratsherrn Tochter, „ich muß es gestehen: du bist ein thörichter Mensch, und den schönsten Augenblick meines Lebens suchst du mir durch deine Zweifel zu verbittern. Du darfst es mir nicht übel nehmen: dein Mißtrauen in die Herzensgüte meines Vaters erfüllet meine Brust mit tiefer Trauer. Hast du denn schon in seiner Seele gelesen und wird er ein offnes redliches Herz, das sein einziges Kind mit so edler Liebe beglückt, nicht fröhlich machen wollen? Ach, mein Vater ist gut! Verdient er denn gar kein Vertrauen? Und was ist am Ende am Vermögen gelegen? Hältst du meinen Vater für so engherzig und unbarmherzig, daß er seinen Reichtum

in die Wagschale unseres Glückes wirft, und bist du nicht selber ein achtbares Glied unserer Verwandtschaft? Wir wollen zu ihm gehen und ihm unsere Liebe gestehen. Unser Glück ist von dem Lächeln seines Mundes abhängig. Ich will ihm zu Füßen fallen und an das Herz drücken, wenn er hart sein sollte; ich will ihn durch meine Thränen erweichen, wenn er uns Glücklichen den Rücken kehrt. Aber er wird, er muß seine Kinder an das Herz drücken. Er wird — er muß unsern Bund segnen."

„Du bist ein braves, aber unerfahrenes Mädchen, edle Hildegard," sprach der Junker, „du bist zu harmlos, um Gefahren für unsere Liebe zu sehen. Du sollst und darfst nicht mit deinem Vater reden. Ich hege zu große Erwartungen in meinem Herzen. Ich bin vermessen genug, das Edelste von ihm zu verlangen, was er besitzt, und ich muß auch die Kühnheit haben, mich ihm allein und ganz anzuvertrauen. Wenn er dir, beste Hildegard, Vorwürfe machen würde, ich könnte es nicht ertragen. Sein Zorn soll mich tausendmal treffen, wenn er nur dich, du Perle meines Herzens, nicht berührt: es wäre ein Gifthauch in dein schönes Gemüt. Es soll gehen, wie es in Gottes Rat beschlossen ist; aber der Himmel soll es verhüten, daß ich die Veranlassung sei zu einer anhaltenden Mißstimmung zwischen Vater und Kind."

Friedrich von Scharfenstein war tief gerührt, und er war entschlossen sich zurückzuziehen. Er preßte das

Mädchen noch einmal in seine Arme, und Hildegard's Herz war so von Wonne erfüllt, daß sie Thränen der Freude vergoß. Da vernahmen beide dicht neben sich ein Geräusch, und sie erschracken heftig und Hildegard zitterte am ganzen Leibe. Es trat ein Mann auf sie zu. Hildegard stieß einen schmerzlichen Schrei aus und fiel zu Boden. Friedrich von Scharfenstein trat schützend vor sie hin, und wenn es ihm das Leben gekostet hätte, er würde dieses Kleinod mit seinem Blute verteidigt haben. Die Gestalt stand vor den beiden, und ein wilder, unbändiger Blick fuhr vernichtend über sie hin. Es war Hauptmann Schmidt, der schon früher Neigung und Liebe zu des Ratsherrn Tochter in sich gehegt hatte.

Schmidt besaß ein großes Vermögen und stand in frühern Zeiten mit dem Ratsherrn auf sehr vertrautem Fuße und er hatte Einfluß auf den reichen Mann. Hans von Rosenberg sah die Neigung desselben zu seiner Tochter nicht ungern, und wenn Schmidt nicht manchmal betrunken gewesen wäre, so hätte der Ratsherr auch seine Einwilligung zu einer Heirat zwischen dem Hauptmann und seiner Tochter alsogleich gegeben. Schmidt stammte zudem aus einer vornehmen Familie und er kam fast täglich in das Haus des Ratsherrn, so lange Hans von Rosenberg mit den Unzufriedenen auf gutem Fuße und im besten Einvernehmen stand. Er verschwendete viele Aufmerksamkeit auf des Ratsherrn Tochter; er blieb aber immer unerhört, weil ihn Hildegard nicht leiden mochte. Allein Schmidt

ließ sich nicht irre machen: zehn Mal abgewiesen zu sein, das achtete er nicht — er ward nur um so zudringlicher. Schmidt war auch immer sehr hübsch gekleidet und ein schöner Mann, wie man zu sagen pflegt, obgleich er in bezug auf die Jahre mit Hildegard in einem bedeutenden Gegensatze stand. Seit aber Hans von Rosenberg sich von den Unzufriedenen allgemach auf des Domprobstes Anraten zurückzuziehen begann, da waren seine Besuche seltener. Nur heute wollte er in das Haus kommen, um der „lieben Hildegard" einige angenehme Worte zu sagen.

Schmidt war dem Ratsherrn auf der Straße begegnet und hatte sich genau nach seinem Wohlsein und nach den Ursachen seines Ausganges befragt, und als er eine entsprechende Auskunft erhalten hatte, war sein Entschluß bald gefaßt. Er lief nach dem Hause des Ratsherrn, wo er Hildegard allein zu treffen hoffte. Er wollte dem Mädchen sein ganzes Herz aufdecken und endlich eine Entscheidung herbeiführen. Er kam in das Haus, und ein Kammermädchen nannte ihm den Aufenthalt des Mädchens. Er kam zum Eingange in den Garten, und Hildegard hatte die Thüre leicht angelegt. Er schlich wie ein Tiger auf den Zehen auf die Laube zu, wo er eine Scene ansah, die ihn mit Wut und Verzweiflung erfüllte. Er hätte den Junker mit seinem Degen durchstossen mögen, als er ihn zu den Füßen der Jungfrau liegen sah, die er sein zu nennen wagte. Er hätte Friedrich von Scharfen-

stein in den Grund bohren mögen, als er das Geständnis seiner Liebe stammelte und Erhörung fand. Er konnte sich nicht mehr halten, und er wollte gerade den Edlen niederschmettern, als er mit dem bildschönen Mädchen aus der Laube trat. Ach, so schön war Hildegard trotz der Thränen, die sie weinte, noch nie gewesen! Um so größer war des Hauptmanns Verzweiflung.

„Verwegener!“ rief er wutentbrannt aus, „was treibst du hier?“

„Was wollt Ihr hier, Schurke!“ sprach Friedrich von Scharfenstein, „wer hat Euch zum Verräter meiner Geheimnisse gemacht?“

„Schweig' und lasse die Jungfrau los,“ schrie der Hauptmann, „ich befehle es dir.“

„Ihr habt hier nichts zu sagen,“ versetzte der Edle, „Hildegard verachtet Euch!“

„Das ist zu viel,“ brüllte Schmidt und zog seinen Degen.

Friedrich von Scharfenstein griff geschwind in seinen Busen, und fast in demselben Augenblick blitzte ein scharfer Dolch in seiner Hand, den er in dieser aufgeregten Zeit stets bei sich führte.

„Habt Ihr den Tag in der güldenen Krone vergessen,“ rief er aus. „Hütet Euch, daß Ihr mir und dem Mädchen nahe kommet. Ich würde heute die Be-

leidigung rächen, die Ihr mir ehedem anthatet, und ich wäre wahrlich in guter Laune."

„Ich haue dich in Stücke," rief der Hauptmann vor Wut aus — wagte aber keinen Schritt vorwärts zu thun.

„Ah, feiger Prahlhans!" sprach Friedrich von Scharfenstein verächtlich, „eine Memme, die sich in Stahl und Eisen hüllt und kleine Kinder fürchtet."

„Schmählicher Milchbart," schrie der Hauptmann, „du sollst den Lohn bekommen."

Da hörte man die Stimme des Ratsherrn im Hause. Er war gerade in sein Heim gekommen, und seine Stimme war bis in die Nähe der Streitenden gedrungen und Schmidt hatte es zuerst gehört.

„Es ist nicht der Mühe wert," sagte er laut, „daß ich meinen ehrenwerten Degen mit dem Blute des Elenden besudele."

Und er that den Degen in die Scheide. Er sprang nach einem Seitenthürchen und floh zum Garten hinaus.

„Den Schimpf sollst du mir büßen," rief ihm der junge Mann nach, „und zwar bald!"

Dann trug er das Mädchen zurück in die Laube, lief schnell an den Springbrunnen und brachte Wasser. Hildegard wusch sich Gesicht und Wangen, und sie blühte wie eine Rose. Das Wasser hatte ihre Züge wunderbar erfrischt. Ihr Atem ward ruhiger und

ihre Pulse schlugen sanfter. Sie war wieder ganz das anspruchslose Mädchen, das sie in jeder Stunde war; aber sie mußte sich Mühe geben, die Aufregung ihres Herzens zu verbergen. Es gelang ihr, und Friedrich von Scharfenstein nahm sie bei der Hand und führte sie nach der Wohnung ihres Vaters zurück. Hans von Rosenberg hatte sein Kind schon erwartet, und er lächelte, als Hildegard — schön wie eine Lilie des Feldes und stolz wie die Königin der Blumen! — in's Gemach eintrat, den wackeren Edeln an ihrer Seite.

„Denke an mich," hatte Friedrich von Scharfenstein gesagt, als er mit Hildegard an der Thüre angelangt war, die in das Gemach des Vaters führte. „Schließ' mich in dein Herz und dein tägliches Gebet ein."

„Wie könnte ich dich vergessen!" sprach Hildegard leise und drückte die Hand ihres Freundes mit Wärme und Innigkeit, „aber sag' heut' dem Vater noch nichts. Es wird eine schickliche Gelegenheit kommen. Sei zufrieden! Ich bin ja dein — — auf immer!"

VII.

Vorwürfe.

In der Stadt Magdeburg hatten nach einiger Zeit die öffentlichen Angelegenheiten einen schlimmen Verlauf genommen. Die Mitglieder des Magistrats und die öffentlichen Behörden waren durch die maßlosen Angriffe der Volksbeglücker fast ganz um ihr Ansehen gebracht worden, und die Aufregung war auf das Höchste gestiegen. Sie wurde von Außen her genährt und die Unzufriedenen standen mit den Schweden in Verbindung. Der Administrator Christian Wilhelm warf die Maske ab und unterhandelte lebhaft mit den Feinden des Reiches. Er verband sich mit den Männern des Umsturzes, welche in dem bekannten Hause des Obersten Schneidewind in der Sudenburg einen zweiten Versammlungsort erhielten. Der Rat wußte sich dem Treiben gegenüber nicht zu halten und ward in den meisten Fragen vom Strome fortgerissen. Auch der Ratsherr Hans von Rosenberg erfuhr den Zorn, den die Unzufriedenen über ihn in ihrer Brust nährten, und sie konnten es ihm nicht vergessen, daß er sich mehr und mehr von der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten zurückzog, oder wenn er sprach, so nahm

er sogar in letzter Zeit lebhaft das Wort gegen seine früheren Genossen. Das erweckte ihren Zorn in einem hohen Grade, und er mußte manchen bittern Vorwurf von ihnen auf offener Straße hinnehmen. Er mußte es dulden, und er bereute sein früheres Treiben sehr; aber die Reue ist ein hinkender Bote. Die Unzufriedenen der Stadt handelten in allem rücksichtslos und schonten keine Person. Es hatten ja die meisten aus ihrer Reihe nichts zu verlieren — im günstigsten Falle konnten sie nur gewinnen.

So standen die öffentlichen Dinge in der Stadt, als eines Abends mehrere Männer die Straßen durchwanderten. Sie mußten Eile haben; denn sie liefen schnell und kamen auch unangefochten durch die Gassen, und sie standen vor dem Hause des Ratsherrn und begehrten Einlaß. Die Pforte drehte sich in ihren Angeln und schloß sich knarrend hinter den Eintretenden, welche nach dem Ratsherrn fragten. Hans von Rosenberg war zu Hause. Hildegard und Friedrich von Scharfenstein waren bei ihm in seinem Zimmer und sie waren heiter gestimmt. Da wurde die Ankunft der Männer gemeldet.

„Sie mögen eintreten," sagte der Ratsherr und der Ton seiner Stimme zeugte von einer großen Überraschung.

Da öffnete sich die Thüre, und Gilbert, Schmidt, Schneidewind und andere Unzufriedene traten ein. Friedrich von Scharfenstein entfernte sich, als er die Gestalten sah und zog sich in ein nahes Zimmer zurück.

Hildegard aber mußte bleiben. Der Hauptmann warf einen giftigen Blick auf den Junker, als er das Zimmer verließ. Friedrich von Scharfenstein aber sah ihn mit einer kalten Verachtung an. Er dachte besser und edler, als sein Gegner. Der Oberst hatte sich aus seinem Gefängnis entfernt, und es war ihm gelungen, unangefochten bis zu dem Hause des Ratsherrn zu kommen.

„Man muß doch alte Freunde besuchen," begann Gilbert mit schlecht verhehltem Spotte, „es ist nicht schön, wenn gute Bekannte so plötzlich sich nicht kennen wollen."

„Ja, ja!" versetzte der Oberst, „man muß sich nicht so schnell vergessen."

Hans von Rosenberg kam durch diese Reden in große Verlegenheit, und er bot seinen früheren Genossen Sitze an und befahl dem Mädchen, für Erfrischungen besorgt zu sein. Bald erschien auch die Tochter des Ratsherrn wieder im Zimmer und setzte sich an den Tisch, dem Hauptmann Schmidt gegenüber. Hildegard war einfach gekleidet und sie war gewiß nie schöner gewesen als heute Abend an der Seite ihres Vaters. Sie konnte mit einer Perle verglichen werden, welche im Schimmer des Lichtes einen hellen Strahlenglanz um sich verbreitet. Schönere Züge, edleren Ausdruck und züchtigere Haltung traf man selten bei einem Frauenbilde. Ihre Haare waren nicht wie gewöhnlich auf dem Haupte zusammengebunden, sondern sie fielen zu beiden Seiten ihrer rosenfarbigen

Wangen nieder und ließen das schöne Oval ihres lieblichen Gesichtes nur um so reizender und vollendeter hervortreten, und ein süßes Lächeln schwebte um ihre Lippen. Ihre Augen waren mit einem Gefühle der innigsten Liebe auf ihren greisen Vater geheftet. Der Hauptmann litt fürchterlich, und er warf nur verstohlene Blicke nach der schönen Tochter des Ratsherrn, die aber nicht erwiedert wurden. Das schreckliche Gefühl der Eifersucht erwachte in seinem Herzen und folterte ihn; denn er erinnerte sich an die Scene im Garten. Sein Gemüt kochte Rache, die er an seinem Gegner nehmen wollte, und je mehr er die Tochter des Ratsherrn an diesem Abend bewundern lernte, desto heftiger erwachte in ihm das bittere Gefühl des Trotzes und der Rache. Hildegard dachte zu edel, um sich an den Qualen zu ergötzen, welche das Herz des Hauptmanns folterten. Der Hauptmann nahm auch anfangs keinen rechten Anteil an dem Gespräche, das bald im Gange war. Trotz seines Ingrimms, der ihn beinahe verzehrte, suchte er sich dennoch dem Mädchen bemerklich zu machen. Da er aber sah, daß er keine Teilnahme fand, so war er fest entschlossen, es dem Vater entgelten zu lassen. Seine Freunde hatten ihm nach dieser Seite hin vorgearbeitet, und er durfte beim Haupttreffen blos in ihre Fußstupfen eintreten.

„Was meint Ihr, alter Vertrauter!“ sagte Gilbert, „die Bündnisse, welche mit den Schweden geschlossen werden sollen, werden bald fertig sein?“

„Fertig?“ fragte Hans von Rosenberg überrascht, „wie könnet Ihr eine solche Frage an mich stellen?“

„Ihr seid doch im Rate,“ fiel Gilbert lachend ein, „Ihr werdet doch wissen, wie weit die Verhandlungen des Magistrates mit dem König Gustav Adolph gediehen sind?“

„Das ist ein Punkt, von dem ich nicht gerne spreche,“ bemerkte der Ratsherr, „ich bin durch Pflicht und Gewissen gebunden.“

„Pflicht und Gewissen!“ rief der Oberst lachend aus, „da höre man solche Ansichten mit kaltem Blute an, ob man sie ertragen kann? Pflicht und Gewissen!“

„Das ist eine Redensart, hinter welche Ihr Euch verstecken wollt, mein ehrenwerter Mann und Freund!“ sagte Gilbert, „Ihr seid geizig mit der Wahrheit.“

Der Ratsherr ward von giftigem Zorne erfüllt, als er sich von Gilbert einen ehrenwerten Freund nennen hörte. In früheren Zeiten war es freilich anders gewesen; so viel hatten indessen die Ratschläge des Domprobstes gewirkt, daß der Ratsherr entschieden zu denken begann. Gilbert sah die Verlegenheit, in welcher sich Hans von Rosenberg befand. Es machte ihm Vergnügen, und er war fest entschlossen, seinen Spott weiter mit ihm zu treiben.

„Ich bin ein Bürger von Ehre!“ sprach der Ratsherr, „ich weiß das Amtsgeheimnis zu achten und zu bewahren.“

„Das ist wieder eine eitle Ausflucht,“ gab Gilbert zur Antwort, „wir können sie nicht hingehen lassen.

In unserer Zeit muß man frei von der Leber weg sprechen, und wer nicht zum Reden aufgelegt ist, der muß dazu gezwungen werden."

„Ihr nehmt es leicht, wie immer, Gilbert!" erwiderte der Ratsherr gelassen, „Ihr habt keine Verantwortung; aber ich — — —"

„Ich soll keine Verantwortung haben?" rief Gilbert heftig aus, „ich, ein Prediger der Stadt? Wenn die Kaiserlichen kommen, wird man uns anders denken und fühlen lernen, als wir bis jetzt gewohnt gewesen. Und da wollt auch Ihr die Hand bieten?"

„Habt keine Sorge vor den Kaiserlichen," ermahnte der Ratsherr, „in Tilly's Armee hält man auf gute Mannszucht große Stücke. Das kann Euch der Magistrat der ehrsamen Stadt Hamburg beweisen."*)

„Es geht mit Euch sehr schlimm," fiel hier Schneidewind ein, „mit jedem Tage lernt Ihr die Sache der Stadt mehr verkennen. Ist es Absicht oder böser Wille? Ich will es nicht entscheiden; aber es waltet ein Mann in diesem Hause, der über Euch einen großen Einfluß hat."

„Ja, ja!" rief der Hauptmann aus und warf einen giftigen Blick auf den Ratsherrn, „den Einfluß Eurer

---

*) Die Stadt Hamburg machte dem General Tilly nach dem Abzug seiner Armee ein sehr namhaftes Geschenk wegen der außerordentlich guten Haltung der Truppen. Die Bürger der Stadt wußten die Mannszucht zu würdigen, welche Tilly's Armee von der wilden Soldateska anderer Heerführer so vorteilhaft auszeichnete.

wahren Freunde sucht Ihr zu entfernen; aber der Rat Jener, welche das Verderben der Stadt wollen, der ist Euch gut genug, und das ist das Werk des Domprobstes. Wir wissen, daß er ein Gönner Eures Hauses geworden."

„Der Domprobst Metternich!" versetzten fast alle Anwesenden wie mit einer Stimme, „er ist der böse Geist des Hauses."

Hildegard zuckte zusammen und ein großer Schmerz erfüllte ihre Seele. Sie konnte den Spott kaum ertragen, den sie über ihren Vater aussprechen hörte, und sie hatte es kaum glauben können, daß man den ehrenhaften Mann in seinem eigenen Hause so schmählich behandeln könne. Sie schwieg aber und duldete in ihrem Herzen, und der Ratsherr selbst war überrascht über die Reden, die er in seinem trauten Heim hören mußte.

„Der Domprobst ist ein ehrenwerter Mann," sprach der Ratsherr mit Festigkeit, „er ist ein Freund meiner Familie und ein Verwandter meines Hauses, und ich muß bitten, ihn glimpflicher zu beurteilen — er verdient es."

„Da haben wir's," sprach der Oberst Schneidewind, „und er bleibt sich immer gleich, der alte Ratsherr."

„Er hat bisher geschwankt, wollen wir in Zukunft etwas Besseres erwarten?" fiel der Hauptmann ein, und seine Stirne bedeckte sich mit einem unheimlichen Ausdruck. „Es ist nichts mit ihm zu machen — lassen wir ihn!"

„Er wird mit jedem Tage von schlimmeren Einflüssen beherrscht," versetzte Gilbert, „und er wird demnächst ganz in das kaiserliche Lager hinüberschnappen."

„Er hat kurze Zeit dazu," meinte Schneidewind, „schon haben die Schweden Frankfurt an der Oder eingenommen, und sie werden bald vor den Thoren unserer Stadt stehen, und dann wird die Zeit zu einer Bekehrung wohl zu kurz sein."

„Unsere Stadt wird dann glücklich sein," versetzte Gilbert, „aber die Feinde unserer Sache werden trübe Gesichter bekommen. Man kennt den König von Schweden. Er ist ein entschiedener Mann und läßt sich nicht gern auf Ansichten ein, die seinen Wünschen widersprechen."

„Man muß sich, wenn man klug ist, nicht dem Strome der allgemeinen Volksbewegung mit Gewalt entgegenstemmen," sprach Adolph Markus, der bisher geschwiegen und den stummen Zuhörer gemacht hatte, „ich möchte wenigstens den Ratsherrn bitten, sich nicht von dem Wohle des Volkes zu trennen. Er könnte am Tage der Entscheidung übel wegkommen. Das Volk läßt mit seinem Willen keinen Spaß treiben, und es sieht Alles stets von der ernstesten Seite an. Ich würde es bedauern, wenn dem hochbetagten Greise ein Übel widerfahren würde; denn ich verstehe es ihn zu achten und zu schätzen."

Als Hildegard solche Worte vernehmen mußte, konnte sie nicht mehr länger an sich halten. Sie hatte eine solche Sprache nicht erwartet, und ein brennendes

Feuer rollte durch ihre Adern. Mit dem Mute einer edlen Jungfrau begabt, erhob sie sich und ihr volles schönes Auge fiel auf die Gesellschaft, um dieselbe an ihre Pflicht zu erinnern.

„Wie könnt ihr es wagen, meinen Vater so zu kränken?“ rief sie aus, „wie könnt ihr euch unterstehen, einen alten Mann in seinem eigenen Hause so offen und frech zu höhnen? Es ist schändlich — um die nackte Wahrheit zu gestehen! — daß ich euch daran erinnern muß, was Männern von gutem Rufe und edler Gesinnung wohl geziemt. Wodurch hat mein Vater solchen Schimpf verdient, etwa dadurch, daß er euch stets eine Gastfreundschaft bewies, die alle Achtung verdient, oder dadurch, daß sein Haus Allen offen stand, die in Nöten waren? Ich weiß leider wohl, daß das Gedächtnis mancher Menschen schrecklich kurz ist: ich mußte euch deshalb daran erinnern, daß ihr einem Manne ein Unrecht thut, der euch immer offenherzig und mit männlicher Gesinnung behandelte, und wenn mein lieber Vater andere Gesinnungen in sich nährt als in früheren Zeiten, so kann ich ihn nur loben. Er denkt ehrlich und gerade, und er ist weit entfernt von der Doppelzüngigkeit, welche man an Jenen entdeckt, die plötzlich seine Feinde werden.“

„Hört!“ riefen viele Stimmen — doch plötzlich entstand eine große Stille.

„Ja, ihr könnt auch mich verhöhnen,“ rief Hildegard mit fester Entschiedenheit aus, „ich werde es dulden; aber können Männer vergessen, daß sie in

einem fremden Hause sind, und daß ihnen die Regeln der Gastfreundschaft Bedingungen und Formen aufweisen, denen sie nicht ausweichen können, ohne den Vorwurf der Roheit geduldig hinnehmen zu müssen? Ich bitte euch, laßt meinen alten Vater in Ruhe."

Hildegard hatte sich bei dieser letzten Rede erhoben. Man kannte die Tochter des Ratsherrn nicht mehr, und ein edler Zorn erfüllte ihr Herz; aber auch die Liebe zu ihrem Vater war in ihrer Brust mächtig gewesen.

„Hildegard," sprach der Ratsherr gelassen, „ich bitte dich, uns zu verlassen. Du wirst an Friedrich von Scharfenstein einen Mann finden, der dich besser unterhalten kann."

Hildegard verließ das Zimmer und sie trat mit Zittern in das Gemach, in welchem sich Friedrich von Scharfenstein befand. Sie sah blaß und verstört aus und der Junker bemerkte alsogleich, daß sich etwas zugetragen haben mußte.

„Was ist dir, teure Hildegard?" fragte er schnell. „Du siehst so blaß und verstört aus."

„O mein bester Bruder!" jammerte das Mädchen und brach in Thränen aus, „ich kann den Hohn, den die Bösen über das graue Haupt meines Vaters ausgießen, nicht länger ertragen, und schon lange schmähen die Elenden auf ihn, seit er nicht mehr mit ihnen gehen will. In Schenkstuben und Weinhäusern belegen sie seinen unbefleckten Namen mit den rohesten Schimpfworten, die man erdenken kann. Was hat mein guter

Vater denn verschuldet, und warum bewerfen sie ihn mit Kot? Sie verkürzen sein Leben. Ach, ich habe schon manchmal Thränen in den Augen meines Vaters gesehen, seit die unsäglichen Zerwürfnisse in der Stadt ausgebrochen sind."

Das Mädchen konnte nicht weiter reden. Der Schmerz erstickte die Stimme, und ein ängstliches Seufzen und ein bitteres Schluchzen, das war alles, was Hildegard hervorbringen konnte.

„Sei ruhig, mein lieber Augenstern!" bat Friedrich von Scharfenstein herzlich, während er Hildegard auf einen Stuhl neben sich niederzog. „Dein Vater handelt als ein wackerer Mann. Ach, daß er jetzt seine frühere Schwäche büßen muß! Es haftet sonst kein Fleck an seinem Charakter, und er thut, wie es in unserer Zeit einem braven Mann wohl ansteht. Das gerade bewirkt die Wut seiner früheren Freunde, daß er seine Fehler einsieht und sie zu lassen entschlossen ist. Er lasse sich nicht irre machen, und die Zeit wird entscheiden, und nun, weine nicht mehr: du machst mich sonst betrübt."

„Ich kann nicht anders," rief des Ratsherrn Tochter aus, „ich muß weinen."

„Die Nichtswürdigen!" sprach Friedrich von Scharfenstein mit lauter Stimme, „der Tag der Vergeltung wird hoffentlich einmal kommen. Dann zittert, Schurken! Ich liebe zwar keine unedle Rache; aber der Soldat des Vaterlandes ist auch der Rächer unedler und ungerechter Unbill. Was haben sie mir schon an-

gethan? Meinst du, den Hohn, den der Hauptmann mir angethan, werde ich vergessen? Ich werde ihn einst auf den Wällen Magdeburgs finden, und dann ist's Zeit, wenn ich ihm als Feind gegenüber stehe. Oder wenn ihn mein Degen dort nicht erreicht, dann werde ich ihn in den Mauern der Stadt treffen, und dann soll ihn mein Schwert zu Boden schmettern: ich bin dann in meinem Rechte."

„O sprich nicht so," bat Hildegard, und ihr mildes thränenfeuchtes Antlitz nahm einen strengen Ausdruck an. „Deine Worte erfüllen mich mit einer unsäglichen Angst. Ach, es wird einmal eine Zeit kommen — ich ahne es! — wo niemand da sein wird, das greise Haupt meines Vaters zu schirmen, wenn das Unglück über ihn hereinbricht. Du wirst dann weit ferne sein, wenn — — —"

„O du Licht meines Herzens," versetzte der Junker, „ich verstehe dich."

„O Gott!" jammerte das Mädchen, „daß es so kommen mußte!"

Da ging plötzlich mit dem Edeln eine seltsame Veränderung vor. Er stand auf und ergriff seinen Degen, der neben ihm auf einem Tische lag, und er richtete stolz das Haupt empor, und aus seinen Augen strahlten die Blitze eines männlich kühnen Geistes. Ein edler Zorn erfüllte sein Herz, und die Wut der Verzweiflung kochte in seiner Brust. Er warf sich mit dem gezückten Degen vor die Füße des Mädchens, das heftig erschrack.

„Um Gotteswillen!“ rief Hildegard aus, „was hast du vor? Du wirst doch kein Unglück im Hause anrichten wollen?“

„Die Wut übermannt mich!“ sprach Friedrich von Scharfenstein mit lauter Stimme, „ich muß die Schmach an den Feinden deines Vaters rächen. Wohlan! befiehl, und ich lege dir die Leiber der Elenden zu Füßen. Soll ich es länger dulden, daß sie den Edelsten der Väter im eigenen Hause verhöhnen? Ich will sie auseinander treiben wie eine Heerde wilder Tiere. Laß' mich gehen!“

Und der Junker wollte mit gezogenem Degen nach dem Zimmer eilen, wo die Unzufriedenen waren. Ein lauter Angstschrei entfuhr dem beklommenen Busen des Mädchens. Hildegard warf sich dem Edeln mit Leidenschait in die Arme und drückte ihn fest an ihr zitterndes Herz. Doch bald fuhr sie zurück; denn sie konnte die wilde Wut nicht ertragen, die aus seinen Zügen sprach. Sie warf sich auf die Knie nieder und erhob die Hände betend zum Himmel, und unzählige Thränen stürzten aus ihren Augen.

„Wo willst du hin?“ rief Hildegard mit unsäglichem Schmerze aus, „bei der Liebe, die du mir geschworen, bitte ich dich: lege die tötliche Waffe weg und sei ruhig. Was wird unser betrübter geistlicher Vater sagen — hast du seine Worte ganz vergessen?“

Friedrich von Scharfenstein hörte diese Worte, und sie zuckten wie ein Blitzstrahl durch sein Herz.

Er ließ seinen Degen zur Erde fallen, und er kehrte um; seine Züge verrieten eine tiefe Trauer über seine unbesonnene Handlung und er schämte sich wegen seiner Heftigkeit. Er hob das weinende Mädchen von dem Boden auf und schloß es fest an seine Brust.

„Komm an mein Herz, du Engel!" sprach er bewegt, „du hast mich vor einer großen Missethat bewahrt. Ich werde es nicht vergessen — ich hätte Blut vergossen: du hast mich daran verhindert."

„Gott sei gepriesen," jammerte Hildegard, und ließ sich von dem Junker auf ihren Sitz zurückführen.

Friedrich von Scharfenstein saß neben der Tochter des Ratsherrn; aber er sprach kein Wort. Eine hohe Reue erfüllte sein Herz und er bedeckte sein Angesicht mit den Händen. Er schämte sich seines Zornes. Er weinte, und die Thränen, denen er wiederum freien Lauf ließ, erleichterten sein Herz. Hildegard zog die Hände des Edlen an sich und drückte wiederholt ihre Lippen darauf und suchte das empörte Gemüt des jungen Mannes zu beruhigen.

„Weine nicht, mein Augenlicht!" sprach sie im Tone eines Engels, „sei nicht traurig — sei heiter und lächle zu mir herauf!"

Diese Worte schnitten dem Junker durch das Herz. Er warf sich mit Leidenschaft in die Arme des Mädchens und verbarg sein Gesicht an ihrem zitternden Busen. Als er seine Thränen getrocknet hatte

und sein Herz ruhiger geworden war, lächelte er hinauf zu Hildegard mit einer solchen Innigkeit, daß es ihr Gemüt bewegte.

„So jetzt gefällst du mir wieder," sprach sie sanft und streichelte ihm die Haare und brachte sie in die schönste Ordnung. „Jetzt kenne ich dich wieder."

Der Edle wurde ruhiger. Er lag an der Brust des braven Mädchens, und Hildegard hielt über ihm die Hände gefaltet und flüsterte ein leises frommes Gebet. Friedrich von Scharfenstein fühlte ein himmlisches Entzücken durch seine Adern rollen. Er hörte seinen Namen nennen; in dem leisen Sehnen des Mädchens lag eine Welt voll Unschuld; dann schwebte wieder der Name des greisen Vaters über die Lippen des Mädchens, so langsam und wehmütig, daß dem Junker unwillkürlich die Augen übergingen. So lag er lange an der Brust des Engels, wie in himmlischen Ahnungen versunken, und dann konnte er aber dem mächtigen Beispiele nicht widerstehen. Er kniete auf den Boden nieder und betete heiß und innig. Er betete für seinen geistlichen Vater, daß Gott ihn schirmen und beschützen möge, und dann flehte er für den Ratsherrn, daß Gott im Himmel seine alten Tage segnen möge. Er flehte auch für Hildegard, und heiß und innig rief er zum Herrn, daß er die schönsten Wünsche seines Herzens mit einem günstigen Erfolg krönen möge. Dann dachte er auch an das bedrängte Vaterland, und daß Gott seiner nicht vergessen möge, wenn er ausziehe gegen dessen Feinde.

„Wo bist du?" rief Hildegard aus, als sie den Junker nicht erblickte.

Friedrich von Scharfenstein stand auf und betrachtete das Mädcheu mit den seelenvollsten und aufrichtigsten Blicken der Liebe, und Hildegard trat auf den Edeln zu.

„Findest du nicht," sagte sie zu dem Junker, „daß dein Wollen thöricht war?"

„Ich schäme mich, Hildegard!" gab der bestürzte Mann zur Antwort. „Ich war recht schlimm."

„Dein Gebet wird dir Trost verschafft haben," fügte Hildegard hinzu. „Laß dich nie von vorschnellem Eifer und vom Zorn übermannen. Im Zorn thut der Mensch nicht, was recht ist."

Der Junker betrachtete entzückt das Mädchen. Hildegard war ganz verändert und ein liebliches Rot bedeckte ihre Wangen und sie begann freundlich zu lächeln.

„Ich bin getröstet," sprach Hildegard, „das Gebet hat wie ein seliger und tröstender Hoffnungsstrahl in mein Herz geleuchtet, und ich fühle mich wunderbar gehoben."

„Das Gebet gießt Wonne in's menschliche Herz," versetzte Friedrich von Scharfenstein. „Die Gottlosen kennen diesen Segen nicht."

„O wie rein ist deine Seele," sprach Hildegard lächelnd. „Ich bin glücklich, meine Herzensflamme!"

„Ich kann mein Glück nicht schildern," gab der Edle zur Antwort, „ich weiß mich in meiner Selig-

keit kaum zu fassen, und wenn uns Gott bleibend vereiniget hat, dann wollen wir gemeinsam über das Wohlergehen des Vaters wachen. Nicht wahr, liebwerte Hildegard!"

Aber Hildegard antwortete nicht. Eine hohe jungfräuliche Scham bedeckte ihre Wangen, und sie hielt ihre Augen eine Zeit lang auf den Boden geheftet.

„Sollte es aber wahr sein, daß unser Volk in der Stadt so sehr verdorben und verblendet ist, daß wir ein großes Unglück befürchten müssen?" fragte Hildegard, um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben. „Ist es so arg, wie unser geistlicher Vater sagt? Denk' dir, vor zwei Tagen war dieser erhabene Priester bei dem Vater — er weinte! Ich sah es — ach, das Herz hätte mir brechen mögen. Er weinte — er, die Güte und Liebe selber!"

„O Hildegard!" rief der Junker aus, „der heilige Mann täuscht sich nicht, und er ahnt, was kommen soll. Du könntest den Zustand unserer Stadt nicht mitansehen. Die Gottlosen triumphiren, und Bösewichter und schlechte Menschen führen das große Wort. Sie geben vor, dem Kaiser zu trotzen, und doch sind ihre Verfolgungen meistens auf den Untergang des alten Glaubens gerichtet. Fremdes Gesindel sammelt sich in der Stadt, und wo ein Totenkörper ist, da versammeln sich die Adler. Ja, sogar unser geistlicher Vater wird auf den Gassen verhöhnt und ausgelacht, und er spendet ja nur Segen und theilt Wohlthaten aus, und man ehrt nicht einmal seine

weißen Haare und sein hohes Alter. Ich habe es selbst schon gesehen, wie er von unartigen zuchtlosen Schurken auf offener Straße ausgehöhnt wurde, und sie wollten wie Wilde über ihn herfallen; ich habe aber die Elenden mit dem Degen fortgetrieben."

„O Gott, bewahre ihn vor Lästerung und Schmerz!" rief das Mädchen aus, „laß ihm in seinen alten Tagen kein Leid widerfahren."

„Es werden viele Übelthaten in der nächsten Zeit begangen werden," sprach Friedrich von Scharfenstein weiter, „doch das schwöre ich dir: so lange ich in den Mauern der verblendeten Stadt weile, darfst du, dein Vater und unser hoher Verwandter ruhig sein. Mein kräftiger Arm soll euch schützen, und es soll euch kein Haar auf dem Haupte gekrümmt werden. Wenn euch ein Frevler angreift, so soll er es schrecklich büßen."

Da entstand auf einmal ein großer Lärm in dem Zimmer, in welchem der Ratsherr mit den Unzufriedenen war. Man hörte das Wort des greisen Mannes aus Allen heraus, und er rief mit lauter vernehmbarer Stimme. Hildegard zuckte zusammen, und selbst Friedrich von Scharfenstein erschrack heftig. Er hatte einen solchen Ton noch nie aus dem Munde des Ratsherrn gehört, und er horchte mit der größten Spannung.

„Was sind das für Worte?" sprach er ängstlich und ergriff des Mädchens Hand.

„O Gott, welch' ein schrecklicher Abend!" jammerte Hildegard laut und begann zu zittern.

„Unmensch!“ rief der Ratsherr aus, daß man jedes Wort vernehmen konnte, „du wagst es, so mit mir zu rechten? Mache dich aus dem Hause, Elender!“

„Ich will nicht!“ schrie eine Stimme, „und ich gehe nicht!“

Es war die Stimme des Hauptmanns Schmidt. Er befand sich noch allein in dem Gemache. Seine Genossen waren schon vor einer Viertelstunde davongeeilt.

„Ich will Antwort!“ rief Schmidt voll Wut aus, „Euer Wurm soll mich nicht länger zum Besten haben.“

„Was sagt er?“ sprach Friedrich von Scharfenstein und sein Auge flammte.

„Die elende Metze!“ hallte es wieder aus dem nahen Gemache.

„Das will ich ihm vergelten!“ rief der Junker, „und ich will diesen Schimpf auf der Stelle rächen. Er spricht von dir, Hildegard, der elende Schurke! Dieses Mal soll er mir nicht entkommen.“

Und Friedrich von Scharfenstein sprang gegen die Thüre, den Degen mit Ungestüm aus der Scheide ziehend. Hildegard klammerte sich fest an seine Kleider und bleich vor namenloser Angst fiel sie ohnmächtig zu Boden.

„Was hast du vor?“ rief sie, „was willst du?“

„Laß mich los!“ rief der zornentbrannte edle Mann, „ich höre dich nicht.“

Und er riß sich mit Gewalt los, und schon stand er mit dem gezückten Degen an dem Eingange in das Zimmer. Er hörte, wie Schmidt den greisen Mann mit den ärgsten Schimpfnamen belegt hatte, und er riß die Zimmerthüre auf und stand vor seinem Gegner.

„Nein, mein scharfes Schwert ist für Euch zu gut," sprach der Junker, während er den Degen auf die Seite warf.

Blitzschnell sprang er nach seinem Gegner, der sich wehren wollte.

„Scheusal!" rief der Hauptmann aus, „wie kannst du es wagen, dich an mir zu vergreifen?"

Allein Friedrich von Scharfenstein ließ ihm keine Zeit zum Reden, und er ergriff ihn und warf ihn wie einen Quirl die Treppe hinab. Er hatte kaum noch Zeit, der Rache des Jünglings zu entfliehen.

„Es sei geschworen!" sprach Schmidt, als er sich sicher fühlte, „dieses Haus soll verderben, und der Dompfaffe soll zuerst sterben."

Und mit wilder Wut lief er davon.

VIII.

Unedle Rache.

Der Ratsherr saß auf seinem Stuhle im Zimmer. Er sah blaß und angegriffen aus, und seine Wangen zitterten und sein Auge blickte unstät und verworren um sich. Er war sehr aufgeregt wegen des Vorfalles mit dem Hauptmanne, der ihn wegen Hildegard bestürmen wollte, als ihn die Unzufriedenen verlassen hatten. Er war widerwärtig geworden, und der Ratsherr hatte seiner Zudringlichkeit den ernstesten Willen entgegengesetzt.

„Einen soliden Mann kann ich achten,“ sprach er mit männlicher Entschiedenheit, „aber Schmidt ist ein Trunkenbold geworden, und ich muß mich als Ehrenmann von ihm trennen.“

Der Hauptmann ward über diese kurze und bündige Erklärung über die Maßen aufgebracht, und er sah, daß er nicht zu seinem Ziele kommen konnte, daher wollte er sich an seinem Gegner, einem machtlosen alten Manne, rächen, indem er die ganze Galle seines giftigen Herzens über ihn schleuderte — und er hatte das Seinige gethan. Mit schnödem Hohne suchte er den Greis als einen wortbrüchigen Menschen

zu brandmarken, und er wollte ihn mit Gewalt in die größtmöglichste Aufregung versetzen, für deren Folgen er nicht gut stehen konnte. Sein Zorn kannte keine Grenzen, und gern hätte er des Ratsherrn Vermögen an sich gerissen: aber der Ratsherr kannte ihn zu gut: er gehörte seit einiger Zeit in die Klasse der nobeln Verschwender. Er wollte das, was er mühsam errungen — mit Schweiß für sein einziges Kind erspart, nicht an einen Nichtswürdigen verschwenden. Schmidt wollte den Ratsherrn überrumpeln, und unter Drohungen eine Einwilligung ertrotzen, und er ahnte nicht, daß der Junker zum schützenden Engel des Mädchens auserkoren sei. Er wußte nicht, daß Friedrich von Scharfenstein den Feind mit sicherer Hand unschädlich machen werde.

Da ward auch Hildegard von dem Edeln in das Gemach zum zitternden Vater geführt. Sie hatte sich von ihrer Ohnmacht erholt und war ihrer Besinnung wieder mächtig geworden, und sie setzte sich dem Vater zur Seite. Friedrich von Scharfenstein aber nahm den beiden gegenüber Platz auf einem Stuhle. Hildegard schloß den Vater in ihre Arme und fuhr mit ihren weißen Händen dem Betrübten durch die gebleichten Haare, die sein Haupt spärlich bedeckten, und sie suchte seine kalten Wangen durch glühende Küsse zu erwärmen.

„Mein Vater,“ sprach sie mild, „werde wieder gut! Achte nicht auf die Drohungen des frevelhaften Menschen. Ich hätte ihn nie — — —“

„Mein Kind!“ sprach der Greis dazwischen, und unterdrückte ein Geheimnis, das bisher das Mädchen nicht eingestanden hatte.

Friedrich von Scharfenstein erblaßte, und er zitterte vor dem Worte, das über die Hildegard's Lippen kommen sollte.

„Der Elende!“ sagte er laut, um seine Verlegenheit zu verbergen, „wie konnte er es wagen, sich an einem wehrlosen alten Manne so schimpflich zu rächen? Ich hätte ihn lieber in den Grund gebohrt, den verkommenen Schuft.“

„Sprich nicht also!“ sprach Hildegard, „er hat von deiner Hand seinen Lohn erhalten.“

„Das ist aber nicht genug,“ gab der Junker zur Antwort, „und das Maß seiner Strafe ist noch nicht ganz voll — er soll für alles büßen.“

„Hüte dich vor unedler Rache,“ bat der Greis, „sie kommt dir nicht gut und gereicht dir auch nicht zum Vorteil. Ein braver Mann denkt und handelt edel und menschlich.“

„Verkennet mein Herz nicht, Vater!“ entgegnete der Junker, „wenn ich den Frevel räche, der heute an Eurem grauen Haare verübt wurde, so werde ich im Recht sein.“

„Wir wollen niemals Rache nehmen, niemals!“ versetzte Hildegard, „die Rache gehört dem Herrn über uns.“

„Brav, meine Tochter!“ sagte der Greis, „so denkt der Christ. So viel aber ist gewiß: der Elende soll

mit Hildegard nie mehr unter einem Dache wohnen. Keiner der Nichtswürdigen soll je einmal wieder über die Schwelle meines Hauses kommen. O mein teurer geistlicher Berater, hätte ich dir stets gefolgt — ich dürfte jetzt nicht über Drangsale und Leiden klagen. Aber Gott schlägt mich durch Jene, die ich einst Freunde nannte."

Man denke sich die Wut des Hauptmanns, als er sich auf der Straße befand und sich von dem Schrecken erholt hatte, den ihm Friedrich von Scharfenstein eingejagt. Er hätte vor Raserei außer sich kommen können. Er stieß laute Verwünschungen aus über den „tölpelhaften" Ratsherrn, der einen „Ehrenmann" wie er verschmäht hatte, und er fluchte über das Mädchen, dem er so lange vergeblich gehuldigt und das das Weib seines Gegners werden sollte, den er so grimmig haßte. Er schalt auf den Junker, der ihm so unangenehm geworden, und dann ergoß er sich in lauten Schmähungen anf den Domprobst, den er als die Ursache alles Zwiespaltes zwischen seinen Genossen und dem Ratsherrn betrachtete.

„Er muß zuerst fallen," sprach er laut und kam zu dem Hause in der Sudenburg.

„Es ist noch Licht oben," sagte er, „sie sind dort."

Schnell war er entschlossen. Er blickte nach Oben; da sah er Gilbert am Fenster stehen. Die Anwesenden hatten nach ihrer Gewohnheit vergessen, die Läden zu schließen, und so konnte man die Personen deutlich erkennen, welche in dem Gemache waren. Der Haupt-

mann klopfte und es ward aufgemacht. Er schlich eine Treppe hinauf und er stand unter den Genossen, die ihn mit der Miene des Spottes begrüßten.

„Ich wünsche Glück!“ foppte Schneidewind, „herzlich Glück!“

„Willkommen, Bräutigam!“ sagte Gilbert mit Lachen, „das schönste Kind ist dein!“

„Ha, es ist keine Kleinigkeit!“ rief Adolph Markus aus. „Und sie dem Graubart abtrotzen müssen: wahrlich, dazu gehört eine gute Geduld.“

„Wenn's nur glückt,“ sprach Christian Wilhelm, „um das Mittel darf man nicht verlegen sein.“

Der Administrator war wirklich unter den Unzufriedenen. Seit er in der Stadt war, kamen diese gewöhnlich bei ihm in dem Hause des Obersten zusammen. Sie fühlten sich sicherer, als in der „güldenen Krone“. Er stimmte auch ein in das helle Gelächter, das in dem Gemache sich erhob, als der Hauptmann seine Abenteuer und deu bösen Ausgang derselben erzählt hatte.

„Das ist schlimm,“ sagte Gilbert, „das ist ja jämmerlich anzuhören.“

„Es wäre zu ergötzlich, wenn es nicht unseren Genossen anginge,“ sprach Adolph Markus, und gab sich Mühe, seine Lachlust zu verbergen. „Freund Schmidt, wie bekommt Euch diese Kur, die wie ein kaltes Bad wirken muß?“

„Kein Spott, mein Guter!“ sagte Schmidt, „ich bin nicht in der Lage, denselben ertragen zu können. Mein Herz dürstet nach Rache und Vergeltung.“

„Der halsstarrige Vater!“ rief Gilbert aus, „er ist verblendet: zuerst hat er sich von uns losgesagt, und jetzt wirft er auch das Mädchen an einen Nichtswürdigen weg.“

„Daran ist der Dompfaffe allein Schuld,“ schrie der Hauptmann laut aus, „er hat dem Mädchen Thorheiten vorgeschwatzt und das Kind hat's geglaubt.“

„Er hat auch den Ratsherrn bestürmt, mit uns zu brechen,“ versetzte Adolph Markus, „und er ist die Ursache von Schmidt's Unglück.“

„Dafür soll er büßen,“ rief der Hauptmann aus, „ich werde nicht ruhen, bis er uns nicht mehr schaden kann. Und wenn er sterben muß — — —“

„Ja, er muß fallen,“ brüllte Gilbert und schlug mit der Faust auf den nahen Tisch. „Es kann die Entwickelung der Freiheit nicht gedeihen, so lange dieser Mensch lebend in unsern Mauern weilt. Wie bringen wir ihn aber auf die Seite?“

„Es gibt nichts Leichteres, als das,“ gab Adolph Markus zur Antwort. „Man muß nur den Mut dazu haben. Wer weiß einen Vorschlag?“

„Ich werde wohl das Rechte treffen,“ versetzte Oberst Schneidewind, „und wolle man mich nur geduldig anhören.“

Die Genossen des Obersten setzten sich nieder und Christian Wilhelm nahm unter ihnen Patz. Er

scheute sich nicht, sie Freunde zu nennen. Es war ruhig geworden.

„Unsere Sachen stehen gut," begann der Oberst und gab sich eine wichtige Miene, „mit jedem Tage kommen wir unserem Ziele näher. Wir haben unsere Zwecke so weit gefördert, daß sich unser hoher Beschützer — der Administrator Christian Wilhelm, unser edler Schirmherr, ungescheut in der Stadt vor allem Volke darf sehen lassen."

Es wurden Zeichen des Beifalls und der Zustimmung gegeben.

„Der Rat selbst, gedrungen durch die Not und den Willen des Volkes, fängt an mit den Schweden zu unterhandeln," fuhr Schneidewind fort, „er kann keinen Widerstand mehr leisten, und er wird von der Zeit zum entschiedenen Handeln fortgerissen. Er muß Alles dulden, was ihm von unserer Partei angethan wird. Unsere Freunde Pöpping und Stallmann*) haben sich unter der Hand an den Schwedenkönig ge-

*) Stallmann bezeichnete sich selbst als einen „Gesandten" des Königs von Schweden. Es bildete sich im Laufe der Zeit eine wohlorganisirte Bande von Verschwörern, welche sich alle Mühe gaben, das Volk „gesinnungstüchtig" zu machen. Außer Jenen, welche wir schon kennen gelernt haben, müssen wir der Vollständigkeit wegen Kramer, Pormann, Ernesti und Decenius nennen. Sie wollten mit allen Mitteln eine Revolution zu Gunsten der Schweden durchsetzen. Sie hatten ihren eignen Versammlungsort. Das Gesindel schloß sich ihnen an. Auf die Stimme besonnener Männer wurde schon nicht mehr gehört. Dr. A. Heising a. a. O. S. 24.

wendet, und sie haben die freundlichsten Zusicherungen bekommen — sie werden es bestätigen können."

Pöpping und Stallmann erhoben sich, und sie bestätigten Schneidewinds Worte.

„Ja, unsere Bundesbrüder haben dem Rat ein Schreiben vorgelegt, das eigenhändig vom Schwedenkönig abgefaßt wurde," sprach Schneidewind weiter, „er will in dem Brief die Stadt zu einem Bündnis bewegen und setzt den Rat von seiner Ankunft in Kenntnis, die bald erfolgen soll. Der Rat muß handeln: die Kaiserlichen sind im Anzuge, und wenn sie in die Stadt kommen wollen, so werden sie Mühe haben. Wir müssen gegen sie fechten, und wenn der letzte Mann fällt, so dürfen sie nicht über die Wälle. Tilly muß einen festen Punkt wählen: er muß ihn haben, und in Magdeburg wird er ihn finden, wenn wir es nicht hindern; aber seine Armee soll an unsern Mauern umsonst die Köpfe zerschellen. So steht es in der Stadt! Was können wir lange zaudern? Wir haben es zu büßen, und voran muß es gehen, wenn die Kaiserlichen nicht siegen sollen."

„Aber wir brauchen Geld," sprach Pöpping mit lauter Stimme.

„Viel Geld," fügte Stallmann hinzu, die Meinung seines Freundes bekräftigend.

„Wir werden das Geld bekommen," sprach Schneidewind fort, „die Kirchen müssen ihre Schätze öffnen; mit unserm Dom müssen wir den Anfang machen, und wo man Kostbarkeiten findet, muß man sie nehmen

und zu klingender Münze prägen. Wenn es nicht langen will, muß man ein Zwangsanlehen erheben. Die Klöster müssen abgebrochen werden, damit man das Holz an die Bürger um gutes Geld geben kann. Ihr seht, daß ich gründlich bin.*)"

„Ihr greift es an der Wurzel an," sagte Gilbert lachend, „aber was fangt Ihr denn mit dem Domprobst an? Um diesen handelt es sich doch! — was wollt Ihr da beginnen?"

„Wir werden ihm das Volk auf die Haube hetzen," sprach Schneidewind mit verächtlicher Miene, „er ist schon lang verhaßt und das Volk kann ihn nicht leiden. Wir werden einen allgemeinen Volksauflauf veranstalten — die Magdeburger sind daran gewöhnt! — und wenn er im Tumult nicht umkommt, werden wir ihn über die Grenze weisen."

„Aber der Kaiser wird uns tadeln?" sagte Stallmann mit boshaftem Lachen.

„Der Kaiser!" rief Hans Herkel höhnisch aus, denn das Wort erfüllte ihn mit Wut. „Der Kaiser! Man fragt nicht viel darnach. Das Volk wird es thun, und er wird es nachträglich auch billigen müssen.

---

*) Dies ist auch wirklich in Erfüllung gegangen, was bittere Anklagen von Seite des Kaisers zur Folge hatte. Man schob die Schuld „auf den gemeinen Haufen, sonderlich auf Fremde und Auswärtige," um schuldlos dazustehen. So drehte man der Wahrheit eine Nase; aber die Wühler kamen nicht zum Ziele. Das Geld ward verschleudert und der Mangel trat viel schmerzlicher ein. A. a. O. S. 33.

Der Pfaffe muß unschädlich gemacht werden. Wenn der Feind vor unsern Thoren liegt und unsern Untergang begehrt, können wir keine Menschen in der Stadt brauchen, die an uns zum Verräter werden könnten. Die Lage der Stadt fordert dringend, daß wir den Dompfaffen entfernen; aber besser ist es, er stirbt — — — Ja, das ist meine Meinung."

„Und ich will das Blut eines Zweiten," schrie der Hauptmann, „der Junker muß sterben. Ich werde nicht ruhen, bis ihn meine Hand erreicht hat. Ich muß eine blutige Rache haben; denn er hat mir viel Unrecht gethan. Alle Pläne hat er mir durchkreuzt, und immer stand er mir im Wege; das Blut, das mir in der güldenen Krone aus dem Leibe floß, ich habe es nicht vergessen. Ich will dann das rauchende Herz des Elenden der schönen Maid des Ratsherrn zum Geschenke bringen. O süß ist die Rache!"

„Dieser Friedrich von Scharfenstein ist ein sehr gefährlicher Mensch," sagte Gilbert, „er ist ein offenbarer Kundschafter, abgeschickt von unsern Feinden zu unserm Verderben. Wer hat ihn nicht schon auf den Wällen gesehen? Täglich macht er seine Runde durch die festen Werke der Umgebung der Stadt, und ich habe ihn erst gestern wieder mit dem Griffel getroffen, als er die neuen Außenwerke abzeichnete — auch dieser Mensch muß aus dem Wege."

„Wir müssen ein wachsames Auge auf unsre Gegner richten," sprach Schneidewind, „sie könnten uns einen unermeßlichen Schaden bringen, und deshalb

bin auch ich dafür, daß wir dem Junker nicht trauen. Wir müssen ihn todt oder lebendig aus der Stadt schaffen. Was ist Euere Meinung?"

Alle stimmten ihm bei.

„Aber wie wollen wir unser Vorhaben ausführen?" fragte Schmidt mit ernstem Tone, „wie lange müssen wir noch zaudern? Jeder Verzug bringt uns Schaden."

„Dafür laßt mich sorgen," sprach Schneidewind, „Ihr werdet in mich das Vertrauen setzen, daß Alles recht werden wird."

Es entstand ein peinliches Stillschweigen in der Versammlung.

„Aber ein Volksauflauf ist gefährlich," begann endlich Christian Wilhelm, „wir trennen uns förmlich vom Kaiser und Reiche und es wird uns üble Nachreden bringen."

Man gab auf diese gleißnerische Rede des Administrators keine Antwort. Man wußte ja, daß er mit Leib und Seele zu den Verschwornen hielt.

„Könnten wir uns die beiden nicht auf eine schonendere Weise vom Halse schaffen?" fragte Christian Wilhelm weiter. „Ich zittere vor den Folgen."

„Wir nicht, wir nicht!" erhielt er zur Antwort. „Die Folgen kommen über uns."

„Ihr seid das Leben eines Verbannten schon gewohnt," sagte Stallmann ärgerlich, „wenn Euch das gleiche Loos noch einmal trifft, so wird es Euch nicht schwerer fallen als ehedem — ich spreche so als Vertrauter zu Euch."

„Man kann den Edeln allein nicht überfallen," sagte Schneidewind, „er ist vorsichtig."

„Er führt gute Waffen bei sich," versetzte Schmidt, „und stets hat er einen wohlgeschliffennn Dolch in Bereitschaft."

„Dabei ist er waghalsig wie Keiner," gab Gilbert zur Antwort, „und er weiß seinen Mann zu fassen."

„Ich möchte es allein nicht mit ihm zu thun haben," meinte Adolph Markus.

„Dann müssen wir uns dennoch für den Auflauf entscheiden," sagte Christian Wilhelm, „es kann mir kein größerer Dienst erwiesen werden, als wenn der Domprobst Metternich aus der Stadt kommt. Es graut mir stets vor dieser Person, und ich weiß nicht warum?"

„Er ist ein Heuchler, der Dompfaffe," schrie Hans Herkel, „ich besitze den größten Einfluß auf die Volksmassen; ich will einen gewaltigen Auflauf gegen ihn in Scene setzen, und ihr alle sollt Euch wundern, wie ein ehemaliger Apotheker sein neues Handwerk treibt. Ich mache nicht gern Spässe; aber ich will Euch zeigen, wie ich für Heuchler und Taugenichtse Pillen drehe, und ganz Magdebnrg soll von mir hören."

Es wurden Zeichen der Zustimmung gegeben.

„Aber Hans Herkel ist manchmal unklug," sagte Gilbert, „wie wäre es, wenn man ihm den Schneidewind zur Ausführung an die Hand geben würde?"

„Ich finde den Vorschlag recht vernünftig," sprach Schmidt. „Wenn aber Schneidewind sein Gefängnis mit einem festen Turme im Rathause vertauschen muß?"

„Wir werden ihn dann befreien, wenn der Sturm losbrechen wird," sagte Christian Wilhelm mit Ernst, „wenn der Feind vor den Thoren liegt, so werden wir eine so kriegsgewohnte tüchtige Hand nicht entbehren können, und der Rat selbst wird ihn frei geben müssen. Diese Annahme steht so fest als mein Glaube."

„Einverstanden," riefen alle mit lauter Stimme.

„Es ist abgemacht," warf Schneidewind dazwischen. „Aber jetzt ist es für mich Zeit, mein Quartier in der güldenen Krone zu suchen."

„Hat keine große Eile," sagte Stallmann, „wer fürchtet noch die Söldlinge des Magistrats, und wer leistet ihnen noch Folge? Sogar die Truppen, auf welche der Magistrat sich am meisten verließ, fangen an zu trotzen. Wir sind die Herren der Stadt, und deshalb soll der Feind nur kommen — wir zittern nicht."

„Es soll lieber kein Stein auf dem andern bleiben," rief Hans Herkel aus, „ehe wir vom Kaiser etwas hören wollen; es muß Alles über und über gehen, bis wir mit dem Kaiser accordiren.*)"

*) Das ist eine wörtliche Äußerung des fanatischen Verschwörers. Er sagte dies oft und unverhohlen. Diese Äußerung, von welcher gleichzeitige Schriftsteller berichten, läßt viele Folgerungen in bezug auf die grauenhafte Verwüstung der Stadt zu. Der Fanatismus der Verschwörer war über alle Massen groß. Eine Deputation erklärte dem Magistrate bei der Erstürmung der Stadt: „daß man sich lieber bis auf den letzten Mann wehren, als capituliren wolle." Interessante Aufschlüsse bietet Dr. A. Heising in der angezogenen sehr wertvollen Schrift.

„Ich weiß Euere Vaterlandsliebe zu würdigen, edler Dränger!“ sprach endlich Christian Wilhelm, „aber ich bemerke, daß der Tag im Osten graut, und wir müssen uns trennen.“

Die Verschwornen standen auf und warfen ihre Mäntel um, und sie reichten dem Administrator ihre Hände. Er schüttelte sie voll Zutraulichkeit, und darauf nahmen die Verschwornen Abschied.

„Mache deine Sache gut, Hans Herkel!“ sagte Hauptmann Schmidt, „und laß bald etwas Neues von deiner Staatskunst hören.“

„Vielleicht in einigen Tagen schon,“ gab er zur Antwort, „Ihr sollt zufrieden sein.“

Da kam Gilbert zu dem fanatischen Verschwornen nnd sagte ihm etwas in's Ohr.

„Laß mir den Dompfaffen nicht durchschlüpfen,“ sprach er zu ihm, „wenn du ihn nicht bekommst, dann sind wir keine guten Bekannten mehr. Verstanden!“

Hans Herkel ergriff seine Hand.

„Ihr sollt Euch an seiner Leiche weiden, armer Bruder!“ sagte er, „aber sein Tod wird Euch doch keine Thränen auspressen?“

Gilbert sprach kein Wort. Er drückte blos die rechte Hand des Verschwornen und verschwand in einer Seitengasse.

IX.

Scheiden thut weh'.

Nie in seinem Leben war Friedrich von Scharfenstein seliger als an dem Abend, an welchem der Ratsherr seinen Nebenbuhler so glücklich aus dem Hause brachte. Er sah sich in seinen Zwecken und Absichten bedeutend gefördert und er hatte ihn von dem reichen Bewerber befreit. Er wußte zu gut, daß der Hauptmann nicht mehr kommen würde. Diese Gewißheit machte ihn trotz aller schlimmen Befürchtungen wegen der Zukunft so heiter, daß der Schlaf lange seine Augen mied und er sich unruhig auf seinem Lager hin und her wälzte. Er wußte, daß er von Hildegard mit leidenschaftlicher Glut geliebt wurde — geliebt von dem edelsten Mädchen. Ein hohes Selbstgefühl erfüllte seine Brust, und er hatte alle Vorteile, welche Reichtum und eine hohe Geburt bestimmen, vergessen. Ich bin ein Edelmann und unbescholten: das war alles, was er sich sagen konnte, und er erinnerte sich nicht daran, daß er ohne Vermögen sei — ja, daß er ohne bestimmten sichern Lebensunterhalt in der Welt stehe. Solche Dinge zählte er in seiner harmlosen naiven Unbefangenheit zu den Nebensachen,

die sich von selbst lösen würden, wenn es Zeit sei. Der Gedanke an Hildegard setzte ihn über alle Schwierigkeiten hinweg. Hildegard gab sich ja Mühe, alle ihre Liebenswürdigkeit vor ihm zu entfalten; und bei der aufrichtigen Bewunderung so vieler Anmut, Schönheit und christlichen Tugend schmerzte es ihn fast, der Auserwählte des Mädchens zu sein. Unter den schönsten Empfindungen schlief er ein und sie mischten sich in seine Träume. Er sah Hildegard als Engel über seinem Haupte schweben, und der Junker hielt sich für den glücklichsten Menschen auf der Welt.

Auch Hildegard war froh und heiter, als sie erfuhr, daß der Vater Jenen zurückgewiesen, den sie nicht lieben konnte und wollte; aber in ihr seliges Träumen mischte sich ein geheimnisvolles unaussprechliches Gefühl, für das sie keine Worte fand.

„Er ist arm," sprach sie zu sich selbst, „mein Gott, wenn mein Vater daran Anstoß nehmen würde!"

Hildegard war in ihrem Gemache, und sie hatte die Thränen des Tages vergessen; aber sie fand keine Ruhe. Sie warf sich nieder auf einen Betschemel. Sie flehte herzlich; sie war immer noch aufgeregt, wenn auch ein wenig ruhiger, denn zuvor. Des Edeln lächelnde Nähe belebte ihr Herz; aber traurige Ahnungen, die begabten Naturen beim Eintritt des Unglückes vorangehen, erfüllte ihre schöne Seele mit Einbildungen, die sie über die Maßen erniedrigten. In der Mitte der berauschenden Wonne fühlte sie sich unglücklich und arm, und als der Schlaf endlich auf

ihre matten Augen kam, da ward ihr Herz ruhig und sie schlief sorgenfrei dem kommenden Morgen entgegen.

Der Ratsherr war kurz nach Beendigung des peinlichen Auftrittes zwischen ihm und dem Hauptmann, nachdem er von den Verschwornen verlassen worden war, zu Bett gegangen. Er konnte auch nicht schlafen. Der Schlaf mied die müden Glieder des alten betagten Greises und er lag mit offenen Augen während der Nacht auf dem weichen Lager, von Sorgen und Qualen gefoltert, die ihn nicht mehr zur Ruhe kommen ließen. Schon das Benehmen der Unzufriedenen hatte ihn in die äußerste Aufregung versetzt und er empfand eine bittere Reue, daß er ihnen nicht nach Gebühr geantwortet hatte. Nicht das that ihm weh, daß sie ihm die Freundschaft kündigten und ihn aus der Klasse der Ihrigen strichen, nicht ihre bittern und groben Vorwürfe zerfleischten sein Herz; nicht die Mißachtung, mit der sie ihn in seinem eigenen Hause behandelten, schmerzte ihn: sondern die Erinnerung, sie so lange im Hause geduldet zu haben ohne die ernstesten Vorstellungen, stieg ihm wie ein böser quälender Dämon durch den Kopf und erfüllte seine Gedanken. Er war froh, von diesen Menschen losgekommen zu sein, und wenn er sich einen Vorwurf machte, so that er es wegen seiner Eitelkeit, welche die erste Ursache war in Verbindung mit einem unentschuldbaren Ehrgeiz, daß er sich diesen Leuten anschloß und in die Arme warf.

Als aber Hans von Rosenberg mit diesem Gedanken fertig geworden war, stiegen andere Erinner-

ungen in seiner Seele auf, und er konnte sich keine bestimmte Rechenschaft darüber geben, ob ihn diese Wahrnehmungen freuen oder schmerzen sollten. Sie betrafen ja sein Edelstes und Teuerstes, was ihm auf der Erde geblieben war — das Pfand seiner Liebe: seine Hildegard. Sie bezogen sich ja auf einen Jüngling, der seinem Herzen so nahe stand, und den er wie ein Vater liebte. Der Ratsherr wußte von des Junkers Liebe zu seiner Tochter. In der Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit hatte ihm Schmidt Alles erzählt, was er ehedem gesehen. Er sagte es aus böser Absicht; denn er war überzeugt, daß es den guten Mann schmerzen würde, und wenn nicht, so war Schmidt abgefeimt genug, um sich darüber wegzusetzen, daß er sich selbst Ärger und Verdruß bereitet hatte. Er konnte nicht klar darüber werden, was er zu diesem unerwarteten Ereignis sagen sollte.

„Sie ist zu jung, meine Hildegard," sagte er zu sich selbst, „das Mädchen weiß nicht, was es sich wünschen soll."

Nach diesen Worten warf sich der Greis nach der andern Seite des Lagers und quälte sich wieder mit den widersprechendsten Gedanken, und er erwog sorgfältig alle Einwendungen, die erhoben werden konnten.

„Der Edle ist ohne eine bestimmte Stellung im Leben," sagte er wieder zu sich selbst. „Doch das würde am Ende weniger zu sagen haben; aber — — — er ist arm. Hildegard ist eine reiche Erbin. Vergebe ich der Ehre und dem Glanze meines Hauses nichts,

wenn ich in die Verbindung willige, die beide mit so heißer Sehnsucht anstreben?“

Der Greis drehte sich wieder. Er hielt die Hände über der Decke und setzte sich aufrecht auf das Lager, und dann verhüllte er das Gesicht mit den Händen — er kämpfte einen schweren Kampf.

So saß er lange da und Thränen füllten seine Augen und tröpfelten nieder auf sein Bett, daß es angefeuchtet ward. Unter Weinen erwartete er den dämmernden Morgen. Sein Herz blutete und die Vaterliebe wollte den Bund segnen: aber die Vorurteile zerrissen das schönste aller Bande.

„Und sie ist mein Kind — mein einziges Kind!“ jammerte er laut, „sie könnte glücklich sein mit ihm. Was habe ich davon, wenn meine Tochter Reichtum und Ehren besitzt, aber mit dem in Hader lebt, den mein Vaterarm ihr zuführt? Ach, ich könnte diesen Jammer nicht ertragen und ich stürbe und brächte meine grauen Haare mit Schmerzen unter die Erde! O Gott, erleuchte meinen Verstand!

Der Greis faltete die Hände und betete, daß Gottes Gnade ihm sagen möge, wie er handeln solle — und Gott hatte seine Bitte erhört, und er fand sich getröstet.

„Der Ausweg ist gefunden,“ sprach er, „ich will Alles dem ehrwürdigen Priester — dem getreuen Ratgeber meines Hauses, sagen. Der Domprobst soll entscheiden und wird das Rechte treffen. Hildegard liebt ihn über Alles: sie wird sich seiner Entscheidung unter-

werfen, und er hat den Junker zum Manne gemacht: er wird ihm nicht grollen, wenn er zu seinen Ungunsten entscheidet. Unser geistlicher Lehrer und Freund soll Richter sein."

Kaum stieg die Sonne herauf im Osten, so stand der Ratsherr auf. Rasch kleidete er sich an und nachdem er andächtig sein Morgengebet gesprochen, trat er aus der Thüre seines Zimmers, und ließ, da er dem Mädchen so frühe nicht unbequem fallen wollte, bei einem Diener zurück, wo man ihn finden könne. Er kam in dem Hause des Domprobstes an. Dieser eilte eben aus der Kirche zurück. Er hatte eine kurze geistliche Betrachtung eben geschlossen, als Hans von Rosenberg in das Zimmer trat, und der Priester schaute erstaunt und überrascht auf, als er seinen Verwandten mit seinem blassen verstörten Gesichte erblickte.

„Was gibt's, mein Bruder?" fragte der Domprobst schnell, „Euer Aussehen läßt mich nichts Gutes erwarten."

„Es ist gut oder schlimm, was mich zu Euch treibt, mein Herzblut und Vater!" gab der Ratsherr zur Antwort. „Es kommt darauf an, wie man es nimmt."

„Nun dann bin ich ruhiger," sprach der Priester, indem er dem Ratsherrn einen Sitz anbot. „Ich meinte schon, es sei unsern Kindern etwas begegnet."

„Gerade ihr Schicksal treibt mich zu Euch," versetzte der Ratsherr, als er sich niedergelassen hatte, „und ich bedarf Eures Rates und Beistandes, wenn ich nicht irren und fehlen soll."

„So laßt hören," sprach der Priester mit lächelndem Munde. „Es wird so arg nicht sein."

Und nun trug der Greis sein Anliegen, das ihm so viel Kummer machte, vor, und erwartete mit Ungeduld das Urteil. Der Priester — ein Mann von großer Erfahrung! — ließ das Haupt auf die Brust sinken und dachte reiflich über das nach, was er so eben gehört, und die Sache schien ihm sehr wichtig zu sein.

„Zuerst müssen wir genau wissen, ob der Schurke die Wahrheit sagte," sprach der Priester mit hohem Ernst. „Die Elenden lügen gerne auf Unkosten Anderer, und hier müssen wir doppelt klug sein; denn wir haben es mit dem Zeugnisse eines Beteiligten — eines Nebenbuhlers von schlimmer Sorte! — zu thun. Beobachtet daher genau, was sich in der Umgebung der Kinder regt, und was uns bisher nicht aufgefallen, wird uns jetzt ein sicherer Wegweiser zu ihren Herzen. Wahre Liebe läßt sich nicht verbergen."

„Das ist klug gesprochen," versetzte der Ratsherr, „wenn ich aber die Gewißheit habe — — —"

„So laßt mich machen," sprach der Domprobst, „ich will dann als Mittler auftreten und die Sache zu beiderseitiger Zufriedenheit schlichten. Einverstanden?"

„Ganz gewiß," versicherte der Ratsherr, während er sich von seinem Sitze erhob, „aber ich weiß, mein geistlicher Vater, daß Eure Zeit gemessen ist; deshalb entschuldigt, wenn ich gehe. Es drängt mich, zu meinen

Kindern zu kommen. Werdet Ihr heut' Abend bei mir erscheinen?"

„Ich werde kommen," erhielt der Ratsherr zur Antwort.

Er war mit diesem Bescheide zufrieden und begab sich froh auf den Weg nach Hause.

Während der Ratsherr auf dem Wege nach Hause war, ging Friedrich von Scharfenstein in den kleinen Garten hinter dem Hause, und er wollte da unter den Blumen einige Augenblicke verweilen. Da stürzte auch Hildegard zur Thüre herein, und der Junker flog ihr entgegen und nahm ihre Hand, um dem Mädchen die Blumen zu zeigen, die in der Nacht ihre Blüten entfaltet hatten. Aber Hildegard's Herz war von andern Gedanken bewegt.

„Tritt mit mir in die Laube," bat sie mit weicher Stimme, „ich habe dir etwas Schmerzliches mitzuteilen."

Der Edle sah überrascht auf das Mädchen, und er las in ihrem Gesicht den Ausdruck großer und inniger Betrübnis.

„Ich bin sehr traurig und niedergeschlagen," begann Hildegard und ihre Stimme zitterte, während sich ihre Augen mit aufrichtigen Thränen füllten, „mein Vater hat die Nacht hindurch viel geweint. Seine weiße Bettdecke war diesen Morgen mit Thränen bedeckt, und mein Herz könnte brechen, wenn ich daran denke."

„Hildegard, du Perle meiner Seele!" seufzte der Junker und drückte das Mädchen an seine Brust.

„O Gott!“ stammelte Hildegard unter Thränen weiter, „ich glaube, unser Geheimnis liegt am Tage, ehe wir unserm Vater mit Bitten nahen konnten.“

„Sollte uns Schmidt verraten haben?“ rief der Junker fragend aus, „sollte er alles entdeckt haben?“

„Es sieht dem Menschen gleich,“ erhielt er zur Antwort, „und ich glaube kaum anders.“

Der Zufall wollte es, daß der Ratsherr in diesem Augenblicke durch die Thüre des Gartens eintrat, aus welcher ehemals Schmidt geflohen, nachdem er die Glücklichen belauscht hatte, und er sah den Junker mit Hildegard in der Laube sitzen. Hildegard weinte; es schnitt ihm durch's Herz. O wie gerne hätte er diese Thränen getrocknet! Er war überzeugt von der Wahrheit, die sein Gemüt in Aufregung gebracht, und er eilte nicht hinzu. Er wollte mehr wissen. Er verbarg sich im Gesträuche und kam geräuschlos in der Nähe der Laube an. Er bemerkte zu seiner Überraschung, daß Hildegard aufgehört hatte ein Kind zu sein, und daß der Junker mit den süßen Banden der Liebe an sie gekettet war. Er hörte die ungezügelte Sprache ihrer Herzen, in die sich schmerzliche Ausrufe und traurige Seufzer mischten. Der Ratsherr fühlte mehr Mitleid, als Unwille, und er hätte die beiden in diesem Augenblick nicht tadeln können.“

„Ich habe sehr gefehlt,“ rief Hildegard jammernd aus, „ich habe hinter dem Rücken meines Vaters gehandelt — ich habe ihn betrogen. Mein Vater weiß

es, und dieses ist die Ursache, warum er mich mit kummervollem Auge betrachtet."

„O sprich nicht also," fiel der Junker mit Begeisterung ein, „du betrübst mich tief, und wenn du willst, werde ich heute noch das Haus verlassen. Ich werde mich aber deinem Vater zu Füßen werfen und ihn um Verzeihung bitten. Er ist gut, er wird mich nicht ohne Trost ziehen lassen. In dem Geräusche der Welt werde ich eine Neigung zu besiegen wissen, die himmlisch schön — — — aber für mich Armen eine Thorheit war."

„Du wirst bitter, mein Liebling! rief Hildegard aus, „und du verkennst meinen Vater. Sagst du nicht selbst, daß er die Liebe und Güte selber sei? O wenn er dich reden hörte!"

„Kann ich anders denken?" fragte der Edle mit leidenschaftlicher Stimme, welche die brennende Glut bezeichnete, die sein Herz verzehrte, „wenn dein Vater unsere Liebe nicht billigt, bleibt mir etwas Anderes übrig, als die weite kalte Welt? Und thue ich Unrecht, wenn ich ihn vor meinem Abschiede auf immer — auf immer, höre es, Hildegard! — ihn um seinen väterlichen Segen bitte, der mir zum Heile gereichen soll, wenn Gott es will?"

Tief gerührt durch die Reden des Junkers zog sich der Ratsherr aus dem Garten zurück, und er wollte seine Anwesenheit aus zarter Schonung nicht verraten. Bald darauf ward Hildegard in's Haus zurückgerufen. Sie kam zum Vater und schloß ihn

mit leidenschaftlicher Glut in ihre Arme. Der Ratsherr mußte sich Mühe geben, daß ihm nicht die hellen Thränen in die Augen traten. Hans von Rosenberg hatte in den Herzen gelesen, die ihm so nahe standen, und er war auf's tiefste erschüttert von den erhabenen Gefühlen, welche er darin entdeckt hatte. Seine Entdeckung ließ ihm keine Ruhe — zum Glücke kam der Domprobst. Er trat in das Gemach des Ratsherrn. Hans von Rosenberg war allein, und nun konnte er mit dem Priester ohne Rückhalt sprechen.

„Es ist Wahrheit, die lautere Wahrheit," sprach der Ratsherr, in dessen Zügen ein tiefer Ernst lag. „Ich habe sie beobachtet."

Und nun erzählte der Ratsherr, was er gesehen. Der Priester war betroffen; denn ob er gleich ein großer Kenner des menschlichen Herzens und seiner Regungen war, so kamen ihm doch die Mitteilungen seines Freundes seltsam vor.

„Wir müssen Mittel und Wege schaffen," sagte der Domprobst, „aber — — —"

Er konnte nicht ausreden. Der Junker war in das Zimmer getreten und er erkannte aus den Zügen der Anwesenden, daß es sich um eine wichtige Sache handle, und daß sie ihn angehen werde.

Der Ratsherr stand auf und bot dem Edlen die Hand.

„Ich kann sie noch nicht annehmen, mein edler Vater!" sagte der Junker mit Entschlossenheit, aber ohne hart zu scheinen.

„Warum nicht, mein junger Mann?“ fragte der Ratsherr schnell.

„Ich stehe schuldbewußt vor Euch, mein Vater!“ sagte der Junker, „ich habe mich schwer an Euch versündigt, und es quält mich die Besorgnis, von Euch keine Vergebung zu erhalten. Es fehlen mir die Worte für mein Geständnis. O ich stehe mutlos da, wie ein schwerer Verbrecher vor seinem Richter.“

„Habe Mut, mein Sohn!“ bat der Priester, „das Bekenntnis eines Fehlers ist schon der erste Schritt zur Sühne. Was hast du? — — — Du kannst ohne Scheu sprechen und ohne Rückhalt — wir sind deine Freunde von Jugend gewesen.“

„O ich habe den bittersten Augenblick meines Lebens erreicht,“ rief der Edle heftig aus. „Er ist doppelt schmerzlich für mich, weil ich mein Vergehen in meinen eigenen Augen nicht rechtfertigen kann. Mein Vater, ich erkannte meine Leidenschaft als Thorheit an, und ich habe sie nicht bekämpft, weil ich Gegenliebe fand. Ich unterlag diesem Kampfe — ich liebe Eure Tochter, mein Vater, das Kind meines Wohlthäters. Beurteilet mich mit Nachsicht! — — — Mein tiefstes Geheimnis ist über meine Lippen gekommen; mein Herz liegt offen da.“

„Mein armes Herzblatt!“ sagte der Priester mit Milde, „schon Viele wähnten sich in einem solchen Kampfe stark genug zu sein — aber sie täuschten sich;

denn ihre Seelen waren zu schwach, und niemand baue hier auf seine eigenen Kräfte."

Dieses Wort mit so hoher Milde und so viel wohlthuender Güte gesprochen, machte eine große Wirkung auf den Junker, der mit zitterndem Herzen näher getreten war.

„Ich nehme jetzt Eure Hand an," sagte er zu dem Ratsherrn, während er dessen Rechte ergriff und sie an seine Lippen führte. „Ihr sprecht mit so viel Teilnahme mit mir, und ich finde einen Gönner und Ratgeber, wo ich einen strengen Richter zu treffen glaubte."

„Du sollst an mir stets einen wachsamen Freund finden, mein Teurer!" versetzte der Ratsherr.

„Als Liebling und Sohn des Hauses bist du immer behandelt worden," sprach der Priester, „deshalb wirst du dich auch den Gesetzen des Hauses als dankbares braves Kind unterwerfen. Du kommst zu uns mit einer brennenden Wunde im Herzen, und du mußt es dulden, daß ich den wunden Fleck ausschneide — — —"

„O machet mir keine Vorwürfe!" rief der Junker schmerzlich aus, „mein Gefühl soll eine Wunde sein? Darin erkenne ich schon meine halbe Vernrteilung."

„Bedenke und beurteile deine Sache mit Ruhe," sagte der Priester, „ich achte dein Gefühl und weiß

es zu würdigen. Ich bin weit davon entfernt, dir Vorwürfe zu machen, und was Pflicht von mir ist, es dir zu sagen, kann allerdings in deiner Lage ein grausames Urteil für dich sein."

Der Junker ließ sein thränenfeuchtes Auge sinken. Er mußte öfters mit der Hand die Wangen berühren, um die Thränenperlen auf denselben zu verwischen.

„Das Geständnis deiner Liebe," fuhr der Priester fort, „war eine plötzliche Strömung, die dein Herz erfaßte."

„Ach, eine solche Bewegung ergriff auch einmal mein Herz," seufzte der Ratsherr, „und ich freute mich des lieblichen Traumes. Es fällt aber ein großer Teil der Schuld auf mich, wenn meine Kinder sich in einer andern Weise lieben lernten, als es für ihr beiderseitiges Glück wünschenswert ist."

„Eure Milde, mein Vater!" sprach der Junker zum Ratsherrn gewendet, „geht mir tief zu Herzen, ich war auf Euern Unwillen gefaßt. Nun aber ist alle Sorge von meiner Seele gewichen, da ich auf eine so schonende Weise mein Unglück verkünden höre. Ich werde meinem Vater niemals grollen, nein — niemals!"

Es lag eine so tiefe Wehmut in dem Tone, mit welchem der Junker sprach, daß der Ratsherr, von großem Mitleid angeregt, erschüttert wurde und die schwere Verantwortung mehr denn je fühlte, welche er

sich wohl auf sein Haupt lade. Er bedachte, daß er am Ende das Lebensglück des edlen jungen Mannes und seines Kindes störe und er war fest entschlossen, des edlen Mannes Wünsche zu befriedigen. Da erhob sich der Priester und ergriff des Junkers Hand.

„Fasse Mut, mein Sohn!" sprach er gerührt, „du wirst mich verstehen; höre mich aber auch jetzt mit Verstand an."

Der Edle schaute seinen Berater mit thränenfeuchtem Blicke an.

„Was denkst du von einem Manne," fuhr der Priester fort, „der dir die Wahrheit ohne Rückhalt sagt?"

„Daß er meiner Achtung würdig sei," gab der Junker zitternd zur Antwort, „und wenn das Gegenteil stattfinden würde, müßte ich Verachtung gegen den Mann empfinden."

„Das ist vernünftig gesprochen," sagte der Priester, „und siehe, du müßtest mich verachten, wenn ich dir eine Hoffnung ließe, Hildegard zu besitzen."

Die Züge des Junkers wurden bleich — weißer als Marmor.

„Du stehst da in der Welt ohne einen bestimmten sichern Lebensunterhalt," sprach der Priester weiter, „du kannst deßhalb auch noch keinen vollkommenen Anspruch auf den Besitz eines Wesens machen, das dich mit Gegenliebe beglückt hat. Aus dem braven

Jüngling muß zuerst ein wackerer Mann werden, der eine Familie ehrlich und redlich durch die Welt bringen kann. Allerdings wirst du mir sagen, daß Hildegard eine reiche Erbin sei; aber das begründet deine Ansprüche keineswegs. Wir leben in einer ernsten Zeit und die Kriegsfackel lodert im deutschen Vaterlande, dessen Gefilde von den Hufschlägen der Schlachtrosse zertreten werden. Die Armeen des Kaisers und des Feindes Deutschlands sind im Anzuge, und wer weiß, ob die reiche Erbin ihre Mitgift nicht verlieren kann? Wer steht dafür, daß dein Vater sein Vermögen aus dem Sturme rettet? Es ist also besser, wenn deine Hand frei bleibt und du dich nicht durch ein Versprechen fesselst, das dich später reuen würde, so daß du zum Verräter an einem edlen Mädchen werden würdest, das ein glänzendes Loos verdient."

Der Junker glaubte, das Herz müsse ihm brechen, als er hörte, wie man über seine Zukunft den Stab gebrochen.

„Und nun antworte mir, mein Freund?" fragte der Priester mit Rührung.

Allein der Junker konnte kein Wort hervorbringen, und der letzte Hoffnungsstrahl war aus seiner trauernden Seele gewichen. Er mußte seine ganze Stärke zusammen nehmen, damit er in dem heißen Kampf nicht irre an sich selbst wurde — er wollte dem namenlosen Schmerz unterliegen.

„Fordert Alles von mir,“ sprach der Edle und wandte sich an den Ratsherrn, „begehret mein Leben — ich gebe es gerne. Eure Güte hat mich überwunden und mich zum Sklaven Eurer Hand gemacht.“

„Ich kann nichts von dir verlangen,“ sagte der Ratsherr, „unser geistlicher Vater hat alles gesagt. Du wirst von mir ebenso geliebt werden, wie ehedem, und nie werde ich dir einen Vorwurf machen. Du wirst mein Sohn sein, wie bisher.“

„Wer könnte dieser Treue widerstehen?“ rief der Junker aus und warf sich an des Ratsherrn Brust, „ich bin zufrieden. Ich opfere Eurer Liebe meine Leidenschaft — ja, mein bester Vater, mein Leben bin ich hinzugeben bereit, wenn es Euch und — — — frommen soll.“

„Die Zeit wird dich heilen,“ erwiederte der Priester, „und du wirst dein Leiden vergessen.“

„Ich glaube nicht an die Wahrheit dieser Rede,“ rief der Junker schmerzlich aus. „Die Sonne meines Lebens ist untergegangen, und ein ewiger Schatten wird mich umhüllen. Ihr seid die Zeugen meines Jammers und meiner Thränen gewesen. Ich habe in dem Hause, wo ich des Lebens Wonne in so hohem Grade empfand, nichts mehr zu suchen. Halte man mich nicht für undankbar, wenn ich heute noch einen Ort meiden lerne, an welchem ich mein Alles verloren.“

„Ich scheide für immer," sprach der Edle tief ergriffen zum Ratsherrn. „Ihr waret der Glücksstern und Wohlthäter eines armen Waisen, und Gott möge es Euch vergelten; aber ich kann den Gedanken kaum ertragen, aus einem Hause scheiden zu müssen, ohne etwas anderes, als die Erinnerung an genossene Wohlthaten. Wie schmerzlich ist es mir, auf ewig Abschied nehmen zu müssen von dem, was mein ganzes Herz erfüllt."

„Nein, mein Liebling!" sagte der Ratsherr mit zitternder Stimme, „so schnell soll es nicht gehen, und du kannst in meinem Hause bleiben, so lange es dir beliebt. Deine plötzliche Abreise würde mir schmerzlich fallen."

„Ich gehe," versetzte der Junker kurz, „und wenn Ihr mit kaltem Blute die Sache überlegt, so müßt Ihr bekennen, daß ich im Rechte bin."

„Und Ihr, mein edler Vater!" sprach der Junker und wandte sich an den Priester, „werdet erlauben, daß ich mit Euch gehe, und an Eurer Hand bin ich sicher. Man wird mir den Schmerz ersparen, von der Erscheinung Abschied nehmen zu müssen, die mir den Himmel aufgeschlossen — — — von dem Mädchen, dessen Verlust für mich so bitter ist, daß mir die Welt wie ein Grab erscheint. Erlaubet es, daß ich mich an Euch anschließe. Mit dem nächsten Morgengrauen werde ich die Stadt verlassen, und wohin ich gehe, das wisset Ihr, mein Vater."

Der Ratsherr hörte mit Wehmut zu, und der Priester nahm Friedrich von Scharfenstein an seine Seite.

„Der Edle gibt sich selbst den besten Rat," sagte er, „und wir thun gut, ihm zu folgen. Wer weiß, ob es Gott nicht gefällt, Hildegard in seine Arme zu führen, wenn der Himmel sie für einander bestimmt hat."

„Versprechungen sind gefährliche Dinge und allzu kühne Erwartungen können getäuscht werden," sprach der Junker laut aus, „o wollte Gott, ich hätte jene Hoffnungen nie gekannt, die mich nun so große Opfer kosten."

Friedrich von Scharfenstein eilte in sein Zimmer, um die Vorkehrungen zu seiner Abreise zu treffen.

„Es ist gut," sagte der Priester, „daß uns der betrübte Mann verläßt, denn eine Bande Elender stellt ihm nach dem Leben — ich habe ganz bestimmte Nachrichten. Man betrachtet ihn als einen Verräter, als einen Spion des kaiserlichen Heeres."

„Dann ist sein Entschluß zur Abreise doppelt gerechtfertigt," sprach der Ratsherr.

„Er soll in das Heer eintreten," erwiederte der Priester, „er hat schon einmal gedient. Einem tapfern Soldaten steht heutzutage ein reiches Feld gesegneter Wirksamkeit offen, und er soll mit dem Schwerte in der Hand sein Glück versuchen."

Friedrich von Scharfenstein war auf seinem Zimmer angekommen. Er begriff nun mehr, als er wissen wollte.

Er packte mit schmerzlichen Gefühlen seinen Koffer, und viele Thränen fielen auf die Gegenstände, die er zurücklassen mußte, und die ihm in der Nähe des Mädchens so lieb geworden waren — und die ihm nichts mehr galten. Er legte die Bücher, in denen er so oft mit Hildegard gelesen, mit bekümmerter Seele auf die Seite, und hier war die Ruhebank, auf welcher das Mädchen so oft an seiner Seite geweilt. Alles war ihm teuer in dem Raume, in dem seine Neigung zu dem Mädchen die erste Nahrung empfing. Ein namenloser Schmerz nagte an seiner Seele, und sein ganzes Herz floß in Thränen dahin. Er war fertig mit dem Packen seiner kleinen Habe, und dann setzte er sich an das Schreibpult und schrieb einen langen Brief an seinen Wohlthäter und bat ihn mit den rührendsten Worten um Verzeihung. Dann schrieb er einen zweiten Brief an Hildegard, und es ist unmöglich, die Gefühle zu schildern, die aus dem Inhalt des Briefes sprachen. Der Junker überließ sich mit sichtbarem Schmerz all dem Harm und dem Leide, die der Kummer ihm eingab, und seine Klagen waren herb und bitter: er vergab aber seiner männlichen Würde nichts. Er nahm den Brief und that ihn unversiegelt in das Schreiben, das an seinen Wohlthäter gerichtet war, und dann legte er das Schriftstück an den Ratsherrn versiegelt auf den Tisch, wo ihn Hildegard finden mußte, und kam in das Gemach, wo der Ratsherr mit dem Domprobst seiner wartete.

„Schon fertig?" fragte der Domprobt mit lächelndem Munde.

„Ich bin zur Abreise bereit," sprach der Junker, „und alles ist fertig. Ich bitte, meine Habe in das Haus des Domprobstes zu schicken."

Dann wandte sich Friedrich von Scharfenstein an den Ratsherrn.

„Gebt mir Euern Segen, mein Vater und Wohlthäter!" sprach der Edle und ließ sich auf ein Knie nieder. „Euer Segen soll mich durch das Leben begleiten und mir zum Heile sein!"

Der Ratsherr konnte vor Rührung nicht reden. Er hielt seine Hände schweigend und mit tiefem Ernste über das Haupt des bebenden Mannes, und er weinte. Friedrich von Scharfenstein erhob sich. Er warf sich an des Ratsherrn Brust, küßte seine zitternden Wangen und ging dann mit dem Priester fort. Stillschweigend schritt er an der Seite seines geistlichen Vaters, und er sagte kein Wort; aber auch über die Lippen des Priesters floß keine Rede; er wußte den Schmerz des edlen jungen Mannes zu würdigen und zu schätzen.

X.

Die Volksversammlung.

Der Morgen war erschienen. Die Sonne stieg langsam und herrlich an dem purpurroten Horizont herauf und ihre Strahlen fielen auf das betrübte Angesicht des Junkers, welcher auf einem stattlichen Rosse saß und auf dem nächsten besten Weg aus der Stadt kommen wollte. Friedrich von Scharfenstein ließ die Zügel nächlässig hängen und gab sich den tiefsten Gedanken hin. Er dachte an den Priester, der ihn mit so vieler Liebe entlassen und ihn mit Allem so väterlich versehen hatte. Er erinnerte sich an den Ratsherrn, von dem er wußte, daß er ihn mit Teilnahme überschüttet hatte. Seine Gedanken waren bei Hildegard, und eine finstere Wolke bedeckte sein Gesicht, als er die Schmerzen bedachte, die dem Mädchen sein schneller Abschied bereiten werde, und dann aber erhob er seine Augen zum Himmel und betete für das Glück des Engels, und nach dem Gebet fand er sich getröstet und mächtig gehoben. Sein Roß trabte indessen mutig voran, ohne daß es von seinem Reiter gelenkt worden wäre. Friedrich von Scharfenstein war mit andern Gedanken viel zu viel beschäftigt, als daß er

auf den Weg Acht gegeben hätte, den sein Pferd einschlug. Es war ihm völlig gleichgiltig, wenn er die Mauern der Stadt nicht mehr sehen würde. Sein Herz war aufgeregt und von den seltsamsten Gefühlen erfaßt. So kam der Junker bis in die Mitte der Vorstadt Sudenburg. Da zog er die Zügel straffer an und war im Begriffe, dem Rosse die Sporen zu geben — doch er hielt an; denn er mußte langsam reiten, weil die Straßen von Menschen wimmelten. Die ganze Vorstadt befand sich in der größten Aufregung und dichte Volkshaufen drängten sich durch die Straßen und es war eine Bewegung entstanden, wie sie in Sudenburg selten stattfand.

Friedrich von Scharfenstein verwunderte sich, daß er unter der Volksmenge, welche auf den Straßen schreiend und lärmend auf und niederwogte, so viel Bewaffnete fand. Da schaute man Männer mit Picken und Lanzen versehen, die mit Ungestüm vorwärts drangen. Andere trugen alte verrostete Streitäxte und Musketen, an welchen sich oft kein brauchbores Schloß befand. Manche sah man, mit kräftigen Stöcken bewaffnet, den Weg dahineilen. Auch bewaffnete Reiter flogen an ihm vorüber und die Straßen erdröhnten unter den wuchtigen Hufschlägen der mancherlei Rosse, welche schnell vorübereilten, und Kinder und Frauen standen auf der Straße und rangen die Häude.

Friedrich von Scharfenstein konnte nicht begreifen, was diese seltsamen Auftritte zu bedeuten hätten. Da nahte sich ihm ein Reiter, der einsam auf schlechtem

magern Pferde des Weges daher kam. Der Reiter war mit einem ziemlich gut erhaltenen Gewehr bewaffnet. An seiner Seite hingen zwei Pistolen und in der Scheide stack ein scharfer Degen und auf diesen ritt der Junker zu und bat ihn, daß er ihm Rede stehen möchte.

„Du bist ja bis an die Zähne bewaffnet, mein Kampfgenosse!“ sprach Friedrich von Scharfenstein, „sage mir, was hat denn dein Aufzug zu bedeuten? Was wollen die Haufen Bewaffneter, die an mir vorüberfliegen, und was haben denn die Volksmassen im Sinne, welche sich durch die räuchigen Gassen drängen? Es muß etwas Absonderliches vorgefallen sein.“

„Bist du allein ein Fremdling in der Stadt,“ antwortete der Reiter, „weißt du nicht, daß die kaiserlichen Heere bereits vor den Wällen angekommen sind, und daß man vor den Soldaten der Liga und des Kaisers die Thore geschlossen hat?“

„Was muß ich hören?“ rief Friedrich von Scharfenstein aus, „General Tilly ist da?“

„Ja, und der Pappenheim fehlt auch nicht,“ gab der Reiter zur Antwort. „Wir Magdeburger werden uns wehren müssen, bis der Schwede kommt, uns zu befreien.“

„Hat man schon Boten an den Schweden geschickt?“ fragte Friedrich von Scharfenstein neugierig, „man wird es doch nicht versäumt haben!“

„Ich glaube es wohl, aber ich weiß es nicht gewiß,“ sagte der Reiter, „eben wird vor dem Thore

bei dem neuen Festungswerke eine Volksversammlung abgehalten. So viel weiß ich gewiß, und ich gehe auch dahin. Willst du mit mir reiten?"

„Aber warum bist du denn so stark bewaffnet?" fragte Friedrich von Scharfenstein weiter. „Ich denke, eine Versammlung läßt sich ohne diese Zierraten abmachen."

„So denkst du, unerfahrner Mann!" sagte der Reiter ernsthaft. „Meinst du, wir wollen uns von den Söldlingen des Magistrats übertölpeln lassen?"

„Ja, machte der Magistrat Miene, sich mit den Kaiserlichen sich zu verständigen?" sprach der Junker wieder. „Will der Rat anders als das Volk?"

„So sagt man uns," gab der Reiter gutmütig zur Antwort. „Wir werden es aber nicht dulden, daß man uns Insassen an den Kaiser verkauft. Unsere Anführer wollen die Stadt bis auf den letzten Mann verteidigen. So sieht es aus! Doch ich habe keine Zeit, mich lange aufzuhalten, und wenn du mitreiten willst, kannst du dich anschließen."

„Ich habe keine Lust," versetzte Friedrich von Scharfenstein und ritt seines Weges dahin.*)

*) Als Tilly die Ankunft des Schweden Dietrich von Falkenberg in Magdeburg erfuhr, hielt er zu Hamburg alsobald einen Kriegsrat; denn er hatte bisher alle Bewegungen in der Stadt mit sorgsamem Auge beobachtet. Er wußte von dem Treiben des Administrators und seinen Werbungen; die Ausfälle und Plünderungen, die dem unfähigen Manne gefielen, waren ihm genau bekannt. Auch wußte er wohl, daß die Bürgerschaft zu Magdeburg durch elende Hetzereien uneins ge-

Doch schnell besann er sich anders und er drehte sein Roß nnd gab ihm die Sporen, damit er den Kriegsmann wieder erreichen konnte, der ein ehrliches Gesicht zu haben schien.

„Hast du dich anders besonnen?“ fragte der Reiter, als Friedrich von Scharfenstein ihn eingeholt hatte.

„Ja,“ gab Friedrich von Scharfenstein zur Antwort, „ich habe etwas in der Stadt vergessen.“

„So geht's,“ erwiederte der Reiter gutmütig, „was man nicht im Kopf hat, das hat man in den Füßen. Aber du darfst nicht so eilen, mein Räpplein kommt sonst nicht nach.“

Friedrich von Scharfenstein hielt sein Roß an, und er ritt stillschweigend neben dem Wehrmann, der

---

macht worden. In dem Kriegsrat zu Hameln an der Weser meinte der kriegstüchtige Pappenheim, zweitausend Mann zu Fuß und ebenso viel zu Pferd würden hinreichen, die Stadt zum Gehorsam zu zwingen. Pappenheim zog ab; nach einigen Wochen hatte er alle festen Plätze des Erzstiftes eingenommen. Tilly aber zog alle seine Truppen in Schwaben, Ostfriesland, Franken 2c. zusammen, um dem siegreichen Gustav Adolph entgegen zu treten. Ende Decembers des Jahres 1630 stand er vor Halberstadt mit dem Hauptheere. Er ermahnte von hier aus die Stadt und Christian Wilhelm zur Ruhe und Ordnung; aber der Administrator antwortete in kühnen und groben Worten. Tilly kehrte gen Magdeburg zurück; aber seine Truppen wurden an der Oder wegen der Besetzung Frankfurts notwendig. Er ließ Pappenheim allein zurück; dieser hielt die Stadt eingeschlossen. Erst in den Tagen des Aprils des folgenden Jahres kam Tilly wieder nach Magdeburg und eine ernstliche Belagerung der Stadt wurde vorbereitet.

ihm allerlei bunte Neuigkeiten auftischte. Er erzählte ihm, wie er nach Magdeburg gekommen. Er habe unter Wallenstein gedient, und sei in das Heer Christian Wilhelms getreten, als Wallenstein vom Commando entfernt gewesen."

„Er war ein verfluchter Kerl, der Wallenstein!" sagte der Reiter mit Laune. „Solch' einen Feldherrn sollte der Administrator haben. Der Dietrich von Falkenberg, den uns der Schwede schickte, soll auch ein tapferer Degen sein — aber über den Wallenstein geht Keiner, und das sage ich laut."

„Ist der Schwede in der Stadt?" fragte Friedrich von Scharfenstein schnell. „Das soll mich doch wundern, wie er durch die Thore kam."

„Man sagt es, er sei da," gab der Reiter gutmütig zur Antwort, „weiter kann ich nichts sagen. Wenn ich meinen Sold erhalte, bin ich zufrieden und ich lebe dann mit der ganzen Welt in Frieden und bin Jedermanns guter Freund, ausgenommen, wenn ich im Treffen stehe, und dann wehre ich mich meines Lebens so gut als ein Anderer."

So ritten die Beiden voran, uud Friedrich von Scharfenstein hielt mit seinem Rosse einen langsamen Schritt. Er wußte nun genug und er durfte also den liguistischen Feldherrn nicht lange aufsuchen. Er stand vor den Mauern der Stadt. Sein redseliger Begleiter sprach Mancherlei von seinen Abenteuern; aber Friedrich von Scharfenstein ließ ihn gerne plau=

dern, und es war ihm sogar unlieb, wenn seine Erzählungen durch die vorübereilende Volksmenge unterbrochen wurde. Aber der redliche Kriegsmann nahm seine Erzählung immer wieder von Neuem auf. Sie standen auf dem freien Platz, auf welchem die Volksversammlung stattfand, und Friedrich von Scharfenstein vernahm jedes Wort, das gesprochen wurde; denn er wollte es den Heerführern des Kaisers und der Liga, denen er mit Leib und Seele dienen wollte, sorgfältig überbringen.

„Es lebe der Schwede!“ rief sein Begleiter und verschwand in dem Volkshaufen.

„Ein gutmütiger Kauz!“ sagte Friedrich von Scharfenstein mit lächelndem Munde, „doch ich habe Manches von ihm erfahren, was mir von großem Nutzen sein kann.“

Es trat eine Totenstille auf dem Platze ein. Schneidewind trat auf die Rednerbühne. Der Rat hatte ihn seiner Haft entlassen. Man vernahm keinen Laut; nur die Rede des „Volksmannes“ drang durch die Lüfte. Es war eine ungeheuere Menschenmenge versammelt; selbst auf den Dächern erblickte man Menschen: sie hatten die Platten sorgfältig ausgehoben, um von dieser Höhe herab das Wunder zu vernehmen, welches ihnen verkündet werden sollte. Die Bäume, welche auf dem Platze standen, waren dicht mit menschlichen Gestalten bedeckt, und Viele aus dem aufgewiegelten Volke hörten mit einer Miene zu, die an

andächtige fromme Geberden mahnte; aber man sah auch erschrecklich rohe Gesichter, aus denen die entmenschte Wildheit sprach, die die Verschwornen in den Herzen anzufachen verstanden. Die Rede des Volksmannes bezog sich auf die Lage der Stadt und deren Verteidigung. Alles sollte zusammenstehen, um die Mauern so lange zu halten, bis Rettung gekommen. Der Schwede habe den Obersten Dietrich von Falkenberg geschickt. Er sei ein erfahrner Kriegsmann, der voll Liebe und Verehrung an der Stadt hänge und der sich schon in den polnischen Kriegen, die der Schwedenkönig geführt, ausgezeichnet habe. Man solle ihm vertrauen.*) Er werde Alles recht machen. Alles müsse die Waffen ergreifen; der Feind stehe mit großer Macht vor den Thoren, und man müsse neue Werke anlegen, an denen der Feind die Köpfe einrenne. Es müssen zwei große Schanzen „Trotz Tilly" und „Trotz

*) Dietrich von Falkenberg, Hofmarschall des Königs von Schweden und Inhaber eines Infanterieregiments, war als Schiffsknecht verkleidet in die Stadt Magdeburg gekommen. Gustav Adolph hatte in ihn das Vertrauen gesetzt, die Stadt so lange zu halten, bis er zum Entsatz derselben heranrücken könne. Er kam aber „ohne Geld und Volk" — ganz anders, als es die Bewohner der Stadt erwartet hatten, die für die Erhaltung der Stadt nicht jene Opfer bringen wollten, die man forderte. Er beschäftigte die Soldaten mit Anlegung neuer Festungswerke. Er ließ die Zollschanze durch ein neues Außenwerk, „Trotz Kaiser," verstärken. Auch die Schanzen „Trotz Tilly" und „Trotz Pappenheim ließ er errichten — es scheint fast, als ob er hinter dem Hohn seine eigene Schwäche verbergen wollte. Siehe Dr. A. Heising a. a. O. S. 35.

Pappenheim" unter den Augen der Feinde aufgeworfen werden, und kein Mann dürfe zurückbleiben. Das Heer sei zusammengeschmolzen, und man habe viele einzelne Haufen des Administrators vertrieben und zersprengt. Da müssen die Bürger Hand anlegen, und das Schicksal der Stadt müsse ihnen lieber sein als das Leben. So sprach der Redner, und als er geendet, drang ein unermeßlicher Jubel durch die dichte Volksmasse — ein Gejohle, das nicht enden wollte.

Nachdem Friedrich von Scharfenstein der Rede zugehört hatte, vernahm er hinter sich ein Geräusch von Stimmen. Es war Hans Herkel, der einen Trupp Bewaffneter an dem Junker vorüberführte. Sie hatten geladene Gewehre auf dem Rücken.

„Jeden schießt Ihr nieder," sprach der Wüterich, „der in der Versammlung Unruhe anstiften oder etwas gegen unsern Willen unternehmen will, und will das Volk nicht gutwillig einig werden, dann muß es mit Gewalt geschehen. Die Kaiserlichen dürfen die Stadt nicht haben; wir lassen uns lieber unter den Mauern derselben begraben."

Darauf entfernte sich Hans Herkel und trat auf die Rednerbühne, die Schneidewind eben verlassen hatte, und er donnerte mit gewaltigem Redeschwung gegen den Kaiser und seine Genossen. Er verhöhnte den Feldherrn Tilly, er fluchte auf Pappenheim und mit wildem Unmute wandte er sich gegen Jene, welche noch am Reichsverbande hingen, und um seiner Rede einen

größeren Schwung zu geben und sie mehr in den untern Volksklassen zünden zu lassen, spiegelte er den Versammelten vor, daß der Schwedenkönig die Stadt Magdeburg zum Mittelpunkt seiner Heeresmacht erheben werde. Er versicherte, daß die Stadt ungeheuere Vorteile dadurch erzielen werde, und es werde die Stadt Magdeburg der Stützpunkt der kriegerischen Unternehmungen des Schweden werden — das habe Dietrich von Falkenberg erklärt — so sei sie auch bald die erste Handelsstadt der Erde, und Wandel und Gewerbe werden sich mächtig heben.*)

Ein ungeheurer Beifallssturm erhob sich aus der Mitte der Versammlung, und Hans Herkel konnte nicht weiter sprechen. Er hatte die rechte Saite angerührt: der niedrige Krämergeist der Einwohner war durch seine Rede gekitzelt worden. Hans Herkel winkte mit der Hand, damit Alle wieder ruhig wurden, und als das Stillschweigen wieder hergestellt war, da fuhr er mit gleicher Gewalt fort zum Volke zu sprechen. Er war ein Volksredner eigener Art und ein Aufwiegler ganz gewöhnlicher Sorte. Was ihm am Biertische bei den Dingebankbrüdern gelungen war, das setzte er auch bei den Massen durch, und er rief mit lauter Stimme, daß man aushalten möge, und es müsse Hilfe kommen. Man habe wiederholt Boten an den König von Schweden geschickt, und sie hätten die huld-

*) Solche Erwartungen hegten Viele in der Stadt, und sie wurden von den Verschwörern gut ausgebeutet.

vollsten Zusicherungen mitgebracht. Auch Brandenburg und Pommern wollten helfen. Mit Kursachsen stehe der König selbst in Unterhandlung, und dann weile der Administrator in der Stadt, welcher auswärts viele Gönner und Freunde besitze. Was Kursachsen thue, wisse man nicht. Man solle sich ja nicht vor den wilden Soldaten des Pappenheim fürchten. Der König der Schweden habe bessere Truppen, und der Held Gustav Adolph wiege die Piccolomini, Holk, Gallas, Savelli und andere gegnerische Generale allein auf. Von Wolf von Mansfeld und dem Herzog Adolph von Holnstein wolle er nicht reden; denn ihre Tapferkeit sei unbedeutend. Dieses und vieles Andere sprach der Volksmann, der unter dem lautesten Beifallssturme von der Tribüne stieg.

Es ließen sich noch mehrere Redner hören, und Gilbert und Adolph Markus ergingen sich in den gröbsten Schmähungen auf den Kaiser und das Reich. Als die Verhandlungen des „Volkstages“, wie sich Hauptmann Schmidt auszudrücken beliebte, geschlossen werden sollten, ward eine öffentliche Abstimmung mittelst Aufheben der rechten Hand vorgenommen. Man sprach sich allgemein für den heftigsten Widerstand aus, und brachte den Beschluß alsogleich auf das Rathaus, damit sich der Magistrat darnach richten könne.

Die Volkshaufen fingen an sich zu zerstreuen, und unter lautem Schreien und Jubeln zog die auf-

geregte Menge in die Stadt zurück. Man hörte laute Drohungen aussprechen, welche an Jenen verübt werden sollten, welche noch zum Kaiser hielten. Sie sollten umkommen. Da stieg der Junker wieder auf sein Roß und ritt seines Weges weiter, und es schwindelte ihm in dieser Umgebung. Es trieb ihn mächtig vorwärts. Allein in seiner Verwirrung bemerkte er nicht, daß sein Roß den Weg in die Stadt einschlug. Er war zu sehr mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, und er dachte an den ehrwürdigen Domprobst, der dem Hasse der Aufwiegler zum Opfer fallen sollte, und er erinnerte sich an den Ratsherrn, der nun ohne Schutz in der Stadt verweile und wahrscheinlich dem Grimme seiner Feinde erliegen werde. Es wollte ihn reuen, daß er dessen Haus verlassen hatte und es hätte nicht Vieles gefehlt, so wäre er umgekehrt, um ein Beschützer seines Wohlthäters zu sein. Da tauchte Hildegard's Antlitz in ihm auf, und er fuhr erschrocken empor, und immer trat das Bild des Mädchens lebendig vor seine Seele und mischte sich in seine unstäten wechselnden Gedanken. Es verfinsterten sich die Mienen des Junkers und er versank in einen düstern Traum. Das Haupt fiel ihm auf die Brust und der Zaum des Pferdes flog aus der Hand. Er befand sich außerhalb der Stadt in den festen Werken. Der Weg vor ihm war ihm zu einer Schaubühne geworden, und er sah in der Ferne allerlei Schreckensscenen; seine Einbildungskraft gaukelte ihm die fürchterlichsten Bilder vor, und als er sein Auge starr auf

den Boden geheftet hatte, war es ihm, als sehe er, wie sich unzählige Menschen ermordeten und sich wie wilde Tiere zerfleischten. Unter den Menschen, welche zur Schlachtbank geführt wurden, befauden sich seine Lieben in der Stadt; er sah die Aufwiegler und Unzufriedenen, wie sie den greisen Ratsherrn mißhandelten und seine edle Tochter mißbrauchen wollten, und ein bitterer Angstschrei drang aus seiner Brust. Mit dem entsetzlichen Morden in der Stadt verband sich ein wilder rauschender Kriegstanz vor der Stadt; die Mauern derselben wurden erbrochen und die entfesselten wütenden Horden stürmten mit gezücktem Degen und andern tödlichen Waffen herein unter das Volk, Alles zermalmend und niederwerfend, was sich ihnen entgegenstemmte. Unzählige Menschen wurden von den Hufen der stampfendeu Schlachtrosse zertreten, und es ergossen sich Ströme Blutes in den Gassen der Stadt, und das Röcheln der Sterbenden und das Stöhnen der Verwundeten erfüllte die Brust mit Schauder und Entsetzen. Aber immer drangen die Heerhaufen vorwärts, und sie scheuten nicht die Kugeln, die sie von den Dächern herab niederstreckten in das rauchende Blut. Da loderte am entgegengesetzten Ende der Stadt eine hohe Feuersäule zum Himmel, die zum verheeeenden Brande anschwoll, von einem leichten Winde gepeitscht, und das Schreien der Weiber und Kinder war entsetzlich. Die Flamme drang überall hin, und die schönsten Paläste und Häuser sprangen durch verborgene Minen in die Luft, und was stehen

blieb, das verzehrte die Glut, die sich, nimmersatt und verheerend verbreitete. Von all der Pracht der Stadt standen um ihn her nur rauchende Trümmer.

„Das ist das Bild der Stadt," sprach er laut. „O Gott, wie furchtbar sind deine Gerichte."

Da erwachte der Junker. Er sah sich um und er bemerkte, daß er sich verirrt habe. Aber wohin war er gekommen? Er war so verwirrt, daß er sich nicht mehr zurecht finden konnte. Er lenkte sein Pferd um, und ehe er sich's versah, befand er sich wieder in einer Straße der unglücklichen Stadt.

„Wenn's da mit rechten Dingen zugeht, so will ich — —

Der Edle konnte nicht ausreden. Der Reiter, den er heute getroffen, stand wieder vor ihm.

„Der Tausend!" rief dieser aus, „seid Ihr noch hier?"

Und der gute Wehrmann sah dem Junker in's Gesicht. Er blickte wieder und nochmals auf den trefflichen jungen Edlen, und er ward nachdenklich und rief alle seine Erinnerungen wach. Er mußte den Fliehenden kennen.

„Er ist's," sprach er und klopfte dem Fremdling auf die Achsel, „kennt Ihr mich nicht, Junker?"

Friedrich von Scharfenstein schaute den Söldner an. Es war ihm, als habe er ihn schon gesehen, und er bedauerte lebhaft, daß er nicht früher schon sorgfältigere Beobachtungen angestellt habe.

„Kennt Ihr Hans, den Pfeifer im Wallenstein'schen Lager, nicht mehr?“ sprach der redliche Mann. „Wißt Ihr nicht, wie wir in der Schlacht an der Dessauer Brücke neben einander kämpften? Wie groß und stattlich seid Ihr gewachsen! Was für ein prächtiger Mann ist aus Euch geworden!

„O wie freue ich mich, einen so ehrwürdigen Waffenbruder wieder zu sehen!“ rief Friedrich von Scharfenstein aus, „wie glücklich bin ich?“

„Aber flieht, Junker,“ sagte der ehrliche Krieger, „man will Euch morden. Die Verschwornen haben Leute aufgestellt, die Euch aufsuchen sollen, und Ihr büßt einen längern Aufenthalt in der Stadt mit dem Tode. Glaubt mir's! Ich weiß von der Sache; aber ich bin Euer gutes Glück!“

„Habt Dank, mein Braver!“ sprach Friedrich von Scharfenstein gerührt.

„Ich habe heute Abend unweit vom östlichen Thore Wache,“ sagte der Kriegsmann, „ich werde dafür sorgen, daß Ihr unbeschädigt davon kommt. Vergesset nicht zu erscheinen, und der Domprobst wird auch nicht fehlen. Er ist auch nicht mehr sicher und ich habe ihm stets Nachrichten gebracht. Ich habe Euern Vater schon gekannt und geliebt. Er war ein guter Mann und er hat mir viele Wohlthaten erwiesen, und der Priester war mir ein langjähriger Schutzgeist. O wie freue ich mich, daß ich's ihm lohnen kann! Doch ich kann nicht mehr lange reden,

und ich muß gehen. Kommt aber gewiß und laßt Euch nicht umsonst mahnen!“

Mit diesen Worten schied der ehrliche Kriegsmann von dem Junker, und Friedrich von Scharfenstein blickte ihm lange nach. Es war Vieles dunkel in dieser Rede, und doch war sie ihm wieder recht klar, um zu wissen, welches Geschick er in der Stadt bei längerem Bleiben erleben würde. Er hätte gern dem redlichen Manne noch einmal gerufen; aber er war hinter einer festen Ringmauer verschwunden.

„So lohnen sich alle Wohlthaten,“ sprach der Edle, „die man Andern erweist. Dieser arme Krieger, der von den Meinen milde Gaben empfing, wird der Retter meines Lebens werden.“

XI.

Die Rettung.

Die Nacht brach herein, und eine dichte Wolkenmasse lag über den Mauern der Stadt. Das Mondlicht kämpfte mit dem schwarzen Schleier, der in der einbrechenden Dunkelheit unheimliche Schatten auf der mütterlichen Erde bildete; aber die Wolken zerteilten sich nicht und die Sterne waren in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt. Es war so finster, daß man nur mit großer Mühe voran kommen konnte. Ohne Blendlaterne war es sogar gefährlich, und die zahlreichen Reihen Bewaffneter jagten durch die Straßen, um die Ordnung unter den aufgeregten Volksmassen aufrecht zu erhalten. Denn seit die Kaiserlichen die Stadt eingeschlossen hatten, war die Menschenmenge in steter Furcht vor einem nächtlichen Überfalle, und die Aufregung wuchs von Tag zu Tag, und dennoch wagte es Friedrich von Scharfenstein, in die Stadt zu gehen. Er nahm sein Pferd am Zügel und trieb es vorwärts. Doch entschloß sich der kühne Mann bald wieder umzukehren: er glaubte, daß die Stunde seiner Errettung gekommen sei. Da sprangen zwei

dunkle Gestalten an ihm vorüber, und sie blieben plötzlich stehen.

„Ist Alles fertig, mein Teurer?“ fragte eine Person, die man in der Dunkelheit nicht erkennen konnte.

„Alles ist bereit, mein lieber Oberst,“ vernahm man als Antwort. „Hans Herkel hat die Sache vortrefflich eingefädelt und er ist ein kühner Waghals!“

„Brav, Gilbert!“ sagte Schneidewind, „das wird ein trefflicher Fang sein.“

„Der Domprobst soll uns nicht entkommen,“ sprach Gilbert. „Der Pfaffe soll sich wundern.“

„Die Rache ereilt ihn,“ sagte Schneidewind laut und vernehmlich, „er hat hauptsächlich die Feinde von unsern Absichten unterrichtet.“

„Jetzt hat seine Stunde geschlagen,“ versetzte Gilbert. „Doch wir müssen voran gehen, und Hans Herkel erwartet uns. Doch siehe! Er wird uns doch nicht auf dem Wege überraschen? Das ist ja seine Schaar, die da mit Fackeln auf uns zukommt?“

In diesem Augenblicke füllte sich die enge Straße mit einem rohen Volkshaufen, an dessen Spitze Hans Herkel mit geschwungenem Degen einherschritt.

„Mir nach!“ befahl der Wüterich, „wer uns den Weg wehret, der soll es büßen.“

„Den Pfaffen heraus! Den Pfaffen heraus!“ brüllten Viele aus dem Haufen. „Wir wollen sein Leben.“

Und die entfesselte Menge drang voran, und die Fackeln verbreiteten ein seltsames Licht in der tiefen Dunkelheit und sie warfen geheimnisvolle Schatten und bunte Wiederscheine an die Giebel und Dächer. Viele aus der Menge waren bewaffnet; die Meisten aber trugen kräftige Knotenstöcke. Es waren Dingebankbrüder, welche Hans Herkel gegen den ehrwürdigen Domprobst aufgeboten hatte. Er hatte ihnen vorgelogen, daß der Domprobst Metternich mit dem Feinde unterhandle und daß er mit Tilly im geheimen Verkehr stand, und das war nach Schmidt's Meinung hinreichend, das Volk wider den hochbetagten Greis aufzubringen. Hans Herkel machte sich auf Schmidt's Wunsch ein Vergnügen daraus, den Pöbel auf den wehrlosen Priester zu hetzen, und es war dem bekannten Verschwörer vortrefflich gelungen, seine finstern Pläne gegen seinen erbittertsten Feind in Scene zu setzen. Ein wilder Pöbelhaufen hatte sich ihm angeschlossen und er hatte die Dunkelheit der Nacht gewählt, um seine teuflische Absicht durchzuführen.

Als Friedrich von Scharfenstein den Namen des Domprobstes nennen hörte, da wollte ihm das Blut in den Adern erstarren. Als er aber die verruchten Absichten des Pöbels erfahren hatte, da wollte ihm das Herz brechen vor Betrübnis. Der Pfeifer aus Wallenstein's Lager hatte ihm also die Wahrheit gesagt und alle Bedenken, die während des verflossenen Tages über das Benehmen des Kriegsmannes in seiner Seele aufgetaucht waren, zerfielen mit einem Male in

ein Nichts. Er faßte Vertrauen und sein Mut kehrte zurück. Eine hohe Begeisterung durchzuckte plötzlich sein beklommenes Herz.

„Und wenn sie über meine Leiche schreiten müssen," sprach er laut, „so sollen sie den ehrwürdigen Priester nicht mißhandeln, und ich setze mein Leben daran ihn zu retten, und kann ich ihn nicht aus der Wut des Pöbels befreien, so will ich mit ihm sterben — kann es denn einen schönern Tod geben?"

Der Junker sprach diese Worte und eilte dem wilden Volkshaufen nach. Der Pöbel stand vor dem Hause des Domprobstes, und man vernahm drohende Worte. Steine flogen nach den Fenstern und die zerbrochenen Scheiben fielen schmetternd auf den Boden. Man schleuderte größere Steine nach der Wohnung: die schönen Fensterläden fielen herab und schlugen Jene gewaltig auf die Köpfe, welche sich zu weit vorgewagt hatten. Das Blut lief Manchen über das Gesicht herab und ein wildes Geschrei erhob sich aus dem Haufen. Schon war die geschlossene Thüre eingeschlagen. Sie wurde krachend und in Stücke zerhauen vollends aus den Angeln gehoben. Der Pöbel wollte in das Haus dringen, um zu plündern und des Priesters Kostbarkeiten zu rauben, und die Sucht nach Geld und Geldeswert hatte Viele zu dem abscheulichen Bubenstück herbeigelockt. Hans Herkel war es gelungen, auch die Unentschlossenen durch die Aussicht auf eine reiche Beute an sich zu fesseln und für das fluchwürdige Unternehmen zu gewinnen. Hans

Herkel winkte mit der Hand, und der wilde Haufe stand einen Augenblick still.

„Seid ruhig“ sprach er, „ich will den Verräter holen.“

„Den Lohn! Den Lohn!“ brüllten Viele und machten wiederholt Miene einzudringen.

„Ihr werdet ihn erhalten,“ sagte Hans Herkel und gebot nochmals Ruhe. „Benehmt euch vernünftig — die Wachen könnten kommen.“

Die Mahnung that Wunder und der Haufe schwieg. Hans Herkel ging mit drei handfesten Gesellen in die Wohnung des Domprobstes, um ihn auf die Gasse zu schleppen, und er hatte einen abscheulichen Plan gefaßt. Er wollte den Priester der Wut des Pöbels überlassen, aus dessen Händen der arme Greis wohl nicht lebend entkommen würde, und so konnte er der Rache des Hauptmanns und der anderen Verschwornen genügen. Während der Haufe vor dem Hause stand waren Schneidewind und Gilbert thätig, das Volk ruhig zu erhalten.

Hans Herkel stand mit seinen Gesellen in dem Gemache der Priesters. Der Domprobst kniete eben auf einem Betschemmel und sprach sein Brevier mit schwacher Stimme, und sein Antlitz leuchtete auf in himmlisch schöner Verklärung. Noch hatte der Greis seine Hände gefaltet und er betete mit leiser Stimme ein Gebet für Jene, welche in der Nacht der Sünde gefangen sind und ihr Heil nicht sehen, und dann

nahm er das Bild des Erlösers an die Lippen und küßte es mit inniger Liebe. Der Greis kniete da wie ein Heiliger, wie ein Engel am Throne des Lammes, das in der Höhe waltet. Hans Herkel zitterte am ganzen Leibe und seine Genossen wagten keinen Schritt vorwärts zu thun. Sie schreckten vor dieser erhabenen Erscheinung zurück und ihre Augen konnten den Anblick von so hoher Würde und Frömmigkeit nicht ertragen. Sie wichen zurück und sie gingen vorwärts — endlich blieben sie ratlos stehen. Hans Herkel hatte seine Fassungskraft verloren, und er getraute sich nicht, Hand an den edlen Priester zu legen, und es schauderte ihm vor dem Augenblicke, in dem dieses engelreine Leben sollte ausgelöscht werden. Seine Genossen warteten auf einen Wink, und sie blieben in thatenloser Stellung wie an dem Boden eingewurzelt stehen. Es war schon eine Weile verflossen: der Pöbelhaufe ward ungeduldig.

„Bringt den Pfaffen!“ schrieen viele wilde Stimmen, „wir wollen den Priester haben.“

Und die schändlichsten Schimpfworte konnte man vernehmen.

Gilbert und der Oberst konnten den Pöbel nicht mehr halten. Er achtete auf keine Ermahnung und er drang mit Gewalt in das Haus des Domprobstes.

„Wo ist der Pfaffe?“ riefen Viele, „wir wollen sein Leben.“

Als der Greis den Lärm im Hause vernahm, erwachte er aus seiner Andacht, und er erhob sich von

dem Betschemel und trat an den Tisch. Da sah er im Hintergrunde, von mattem Kerzenlichte spärlich beleuchtet, den Verschwörer mit seinen Gesellen.

„Was wollt ihr?“ fragte der Priester. „Was hab' ich gethan?“

Er erhielt keine Antwort, und er fragte noch einmal. Da trat Hans Herkel hervor und seine Genossen folgten ihm.

„Wenn Ihr klug seid,“ sprach er mit zitternder Stimme, „so werdet Ihr mit mir gehen.“

Hans Herkel ward blaß im Gesichte, und der Unmensch hatte plötzlich allen Mut verloren.

„Was soll ich thun?“ fragte der Priester. „Ich bin unschuldig.“

„Das Volk will — — —“ konnte Hans Herkel nur stammeln, und dann machte er Miene, das Gemach zu verlassen.

„Mein Leben?“ fragte der Priester mit milder Stimme. „Aber was hab' ich denn verbrochen?“

„Das werden die wissen, welche uns bestellt haben,“ rief eine Stimme, die wie ferner Donner klang. „Dein Leben, elender Verräter!“

Da drang der Haufe herein und das Gemach war angefüllt von dem wütenden Volke.

„Ich ein Verräter?“ sprach der Greis mit Würde, „wer sagt euch das?“

„Wir rechten nicht mit Euch," erhielt er zur Antwort. „Andere müssen es besser wissen."

Und der Elende, welcher so fürchterlich gerufen, nahm den Priester am Arme und zerrte ihn zur Thüre hinaus, und da erwachte auch Hans Herkels Vertrauen; er sprang mit seinen Gesellen nach und bald stand der wehrlose Greis auf der Gasse. Der Pöbel empfing ihn mit Steinwürfen und den gräßlichsten Schimpfnamen, und Hans Herkel und seine Vertrauten ergriffen die Flucht. Sie wußten, daß der Greis der Wut des Pöbels erliegen werde, und sie flohen, um schuldlos dazustehen, wenn das Verbrechen bekannt werden sollte. Ein Teil des Pöbels aber drang in das Haus, um zu plündern; aber er täuschte sich sehr. Denn es sah in dem Hause so schmucklos aus, als in der einfachsten Bürgerwohnung, und es lagen nur einige Bücher auf einem Lesepult. Auf dem Altare stand ein hölzernes Kreuz, und es war nicht des Nennens wert, was sie sahen. Um so größer aber war die Wut derer, welche mit Gewalt eingedrungen waren, und sie zerschlugen Alles in Stücke. Mit schamlosem Ingrimm warfen sie Alles in Trümmer, und dann stürzten sie hinaus, um an dem schmerzbeladenen Priester Rache zu nehmen; aber ein Retter war erschienen.

Schon wollte der Pöbel den Priester zu Boden schmettern, als ein mächtiger Befehl in der Nähe des Haufens erscholl.

„Zurück, ihr Elenden!“ rief eine gewaltige Stimme, „und tastet sein Leben nicht an, oder ihr sollt es siebenfach büßen.“

Der Pöbel stutzte, und ein begeisteter edler Mann auf stolzem Rosse und mit gezücktem Degen in der Rechten erzwang sich gewaltsam Platz durch den Haufen. Die Menge wich gaffend und überrascht zurück, und die erhobenen Arme sanken.

„Zurück,“ sage ich!“ rief Friedrich von Scharfenstein laut, „wer ihn anrührt, der ist des Todes.“

Aber der Mann, der den Priester zuerst ergriffen, faßte vor Allen Mut, und er sprang wütend hervor, fiel dem Pferde in die Zügel und bohrte ihm den blanken Dolch in die Brust. Das Pferd machte einen fürchterlichen Satz und schleuderte den Reiter zu Boden und verendete in seinem Blute. Die Menge stob auseinander, als sie das wütende Roß erblickte. Wie ein erfahrner Kriegsmann erhob sich der Junker rasch und versetzte seinem Gegner einen so harten Schlag auf das Haupt, daß er bewußtlos niederstürzte. Aber auch der Diener Gottes war von Elenden auf den Boden geschleudert worden und ward von der Menge mißhandelt, und es fielen von allen Seiten Steinwürfe auf den hochherzigen kühnen Verteidiger des Priesters, und Friedrich von Scharfenstein wäre verloren gewesen, wenn nicht von einer anderen Seite Rettung gekommen wäre.

In diesem Augenblicke geriet die ganze Stadt in Bewegung und von allen Türmen erschollen die Sturm-

glocken, und heulend wurde der düstere Klang durch den leichten Abendwind davongetragen. Die Soldaten schlugen die Trommeln in den Straßen, und eine unermeßliche Furcht bemächtigte sich Aller. Man vernahm das Dröhnen der Geschütze, und wie das Rollen des Donners, dumpf und schwer, drang der Geisterklang an die Ohren Aller, und dazwischen krachten die Schüsse der Wachen.

„Der Feind stürmt die Stadt!" hörte man rufen, und ein dichter Menschenknäuel zog durch die Straßen.

„Zu den Waffen," riefen Viele, „oder wir sind verloren."

Die Schreckensrufe waren gegründet. Pappenheim hatte zum Stnrme blasen lassen, und seine Soldaten zogen mit wahrer Todesverachtung in das Außenwerk „Trotz Pappenheim"; nach einer kurzen Zeit war es in den Händen seiner Krieger.*)

---

*) Pappenheim griff zuerst das Außenwerk „Trotz Pappenheim" an und nahm es im April des Jahres 1631 im Sturm; dann fiel die Schanze „Magdeburgs Succurs," die von einem Offizier mit heroischem Mute verteidigt ward; man mußte öfters stürmen. Dann fiel die Schanze „Trotz Tilly" in die Hände der Kaiserlichen. Auch die Zollschanze ward genommen; sie war das Festeste aller Außenwerke — das Bollwerk der ganzen Festung, durch welches die Magdeburger Herren der Elbe blieben. Sie war durchaus mit Schanzen gedeckt und namentlich durch die starke Schanze „Trotz Kaiser" verstärkt. Nachdem die Schanze „zum roten Horn" gefallen war, kam sie auch in die Hand der Kaiserlichen. Als Tilly, der sein Hauptquartier in Westerhausen hatte, auf die andere Seite der Elbe

Als der Pöbel den Kriegsruf vernahm, zerstreute er sich nach allen Richtungen. Der Junker ergriff den todeswunden Priester und trug ihn hinaus aus der Stadt, und er wurde von Niemand angefochten. Nach einer kurzen Zeit stand er mit der teuern Bürde unweit des Thores, und hier sollte er den „Pfeifer" finden. Er wartete mit Ungeduld, und dann hob er den Boten Gottes wieder auf und trug ihn seitwärts, um sicher zu sein.

„Wendet Euch rechts, Junker!" rief eine Stimme, und eine Gestalt tauchte aus dem Dunkel auf.

„O Gott!" seufzte der Edle, „wie groß ist Deine Erbarmung."

„Ihr kommt spät," sprach der Pfeifer, „doch wen habt Ihr da?"

„Pst!" erhielt er zur Antwort, „man könnte uns belauschen."

übersetzte, war besonders die Vorstadt Sudenburg in Gefahr. Dietrich von Falkenberg bewog die Bürger, diese Vorstadt sammt dem Flecken St. Michael anzuzünden. Man gab seine Einwilligung dazu; was die Flammen schonten, ward dem Erdboden gleichgemacht. Eine kurze Zeit nachher ward auch die Neustadt verbrannt, weil man sie nicht verteidigen konnte — eine barbarische Maßregel, die uns jetzt noch mit Schrecken erfüllt. Bei 10 000 Menschen waren ohne Obdach — 1500 Häuser waren abgebrannt. Laute, bittere Klagen wurden unter dem Volke vernommen, und der Magistrat schwankte; aber der Schwedenkönig sandte eine Botschaft, die den Entsatz der Stadt ankündigte, so „wahr er ein König in Ehren sei". Das bestärkte den Mut der Bevölkerung und man entschloß sich auszuharren zu wollen. — Dr. A. Heising a. a. O. S. 43 ff.

„Ich verstehe," sprach der Pfeifer, „aber wir sind sicher. Der Angriff geschieht von der entgegengesetzten Seite und wir haben nichts zu fürchten."

„Ist Alles bereit?" fragte Friedrich von Scharfenstein ängstlich. „Fehlt nichts?"

„Es ist Alles bereit," sagte der Pfeifer," „folgt mir!"

Da hob der Junker den Priester, der noch nicht gehen konnte, auf seine Schultern und trug ihn an ein Bollwerk, das sich in ziemlicher Höhe vor ihm auftürmte. Der Pfeifer zog eine hohe Leiter aus der Dunkelheit hervor und lehnte sie an die Mauer, und rasch stieg der Edle mit der Last empor, die ihm so teuer war, während der Pfeifer die Leiter mit kräftigem Arme hielt, daß sie nicht weichen konnte. Der Junker stand oben auf der Mauer mit dem Priester.

„Ich komme nach," sprach der Pfeifer und kletterte nach wie ein Jüngling.

„Meine Zeit ist um in dieser elenden Stadt," sagte er zu dem Junker. „Der Domprobst ist bei Euch. Wisset, er war der Grund, warum ich bei Christian Wilhelm in Magdeburg Dienste nahm. Ich war sein Botschafter und habe meine Schuldigkeit gethan. Er verläßt die Stadt, und so ist auch meine Mission erfüllt und ich ziehe mit Euch in's kaiserliche Lager. Man kennt mich dort, und ich werde gut aufgenommen werden. Seid Ihr einverstanden, Junker?"

„Es macht mir Freude," sprach der Edle mit herzlichem Tone, „warum sollte es mir nicht angenehm sein?"

„Seht Ihr, Junker, wie das Feuer aus den Kanonen blitzt!" sagte der Pfeifer, als sie auf der Mauer ruhten. „Das Feuer kommt uns näher, und es geht noch nach dem Magdeburg'schen Succurs, und wie es mir scheint, ist die Schanze Trotz Pappenheim gefallen."

„Laßt uns eilen," sprach der Priester, der jetzt zur Besinnung und zum Bewußtsein gekommen war.

Friedrich von Scharfenstein antwortete nicht. Er drückte einen glühenden Kuß auf des Priesters Wange.

Und nun stand der Priester auf und er lief eine Zeit lange an der Hand des Junkers über die Mauern hin. Der Pfeifer brachte die Leiter und sie stiegen hinab und sie kamen glücklich hinunter.

„Nun mag am Thore Wache stehen, wer will," sagte der Pfeifer. „Ich will nicht mehr; denn meine Freunde sind gerettet."

„Scherzet nicht, danket vielmehr Gott, daß wir geborgen sind," sagte der Junker und schüttelte die Hand des redlichen Alten.

„Ich kann nicht anders," rief der Pfeifer aus, „die Liebe thut's. Ich denke, an einer aufrichtigen und kindlichen Freude hat Gott auch einen Gefallen."

Die Fliehenden eilten so schnell voran, als es dem angegriffenen betagten Priester möglich war. Der Pfeifer mußte mit den Schanzen und Laufgräben ver-

trauter sein, als Friedrich von Scharfenstein, der ehedem so oft in denselben zu seiner Erholung lustwandelte, und mit sicherem Kennerauge war er stets voran, den Weg weisend, und der Junker folgte ihm, den Priester sorgsam an der Hand führend.

„Seid ihr da?" fragte manchmal der Pfeifer, und drehte sich um, „man muß Sorge haben, wenn man in der Dunkelheit sich nicht verirren soll. Zum Glück spielen immer noch die Kanonen, und die Blitze aus ihren Schlünden dienen uns als spärliche Leuchte."

„Alles geht gut," versetzte ihm der Jüngling, „wir kommen glücklich aus der Gefahr."

Sie schritten voran, und es war eine helle Lust, wie sich der Pfeifer zu schaffen machte, um die Flüchtlinge sicher aus den Wällen zu bringen; aber noch eine größere Freude war es anzusehen, wie der Junker auf seinen geistlichen Vater Acht gab. Da stolperte der Edle, und fast wäre er zu Boden gestürzt.

„Gebt Acht, Junker!" rief der Pfeifer," haltet Euch rechts."

Der Junker that es und zog auch den Priester nach sich.

„So ist's recht," versetzte der Pfeifer. „Ich sag' Euch, Junker, wenn Ihr da hinuntergestürzt wäret, so hättet Ihr wahrlich den Mund nicht mehr aufgethan. Hört Ihr in der Tiefe das Wasser der Elbe rauschen?"

Der Edle hörte es mit Grausen.

„Sind wir bald am Ziele?“ fragte er unwillkürlich und hielt sich an dem Kleide des Pfeifers.

„Bald, Junker, bald!“ gab der Pfeifer zur Antwort. „Noch ein paar Flintenschüsse weit und wir haben die Elbe erreicht, und es ist ein Schifflein bereit, und wir werden glücklich übersetzen.“

Und so war es auch. Nach wenigen Minuten standen die Flüchtlinge am Ufer der Elbe, und ein Fahrzeug stand am Ufer, das einem Freunde des Pfeifers gehörte, und sie stiegen ein. Der Kahn glitt rasch dahin über die Wellen, die sich plätschernd am Ufer brachen, und der Greis saß mit aufgehobenen Händen in dem Schiffe. Der Junker aber half dem Pfeifer kräftig rudern, und sie waren am andern Ufer glücklich angelangt.

„Wir sind gerettet,“ rief der Pfeifer freudig aus und jauchzte laut, daß es die Lüfte weithin erfüllte.

„Gerettet!“ sprach Friedrich von Scharfenstein und sprang an's Land.

„Gott sei gelobt,“ erwiederte der greise Domprobst und stieg an's Ufer, wo ihn der Junker mit offenen Armen empfing.

Dann warfen sie sich auf die Erde nieder und beteten, und es zerteilten sich die Wolken, und der Mond warf sein mildes Licht auf die Fluren, die in den Schlummer der Nacht versunken waren, und ein verklärender Strahl des falben Scheins beleuchtete die betende

Gruppe. Ein leichter Abendwind strich durch die Wiesen und es ward ein vernehmliches Säuseln gehört, wie fröhlicher Gesang, der leise durch Blütenhaine dringt. Es war für die Flüchtlinge ein erhabener Augenblick erschienen.

„Großer Gott,“ sprach der Greis mit tiefer Rührung, „wem anders als Dir verdanke ich mein Leben? Du sandtest mir zwei Engel in Menschengestalt, welche mich mit den Fittigen der Liebe deckten. Dir sei gedankt, guter Vater im Himmel! Aber wie kann ich Dich, Erhabener, genug loben, ich, der ich nicht mehr bin als ein elender Wurm im Staube? Dir sei Ruhm, Ehre und Preis in alle Ewigkeit!“

Dann wandte sich der Priester an den Edlen.

„Du bist in wenigen Augenblicken zum wackern Manne gereift,“ sagte er mit einer unaussprechlichen Wehmut im Herzen „du hast dein Leben eingesetzt für meine Rettung. Gott möge dich dafür segnen, und er möge es dir tausendfach vergelten. Bleibe immer so wacker und bieder und du wirst freudige Tage erleben. Gott sieht auf das kleinste gute Werk, das wir verrichten. Edler Mann, ich werde nie vergessen, was du an mir Gutes gethan!“

„Und wie kann ich Euch danken,“ sprach er und wandte sich an den Pfeifer. „Ihr sollt bei mir bleiben bis an's Ende Eures Lebens, und Ihr werdet mich nicht verlassen. Ich will dafür sorgen, daß Ihr gute

Tage erlebt, und Gott soll Euer Alter segnen. Ich ziehe nach Mainz: Ihr werdet mich begleiten."

„Aber erst dann, wenn der Strauß von Magdeburg ausgefochten ist, erwiederte der Pfeifer mit Lachen. „Ich muß doch sehen, ob die Magd dem Kaiser noch einmal den Tanz versagt. Ich bleibe bei dem Junker; hab' lange unter seinem Vater gedient: es wird mir unter dem Sohne auch gut gehen."

„Euer Entschluß macht mir Schmerz," sagte der Domprobst sanft, „ich möchte gegen Euch erkenntlich sein für die vielen Dienste, welche Ihr mir erwiesen habt."

„Laßt's gut sein, die Ruhe kommt mir immer noch zu bald," versetzte der Pfeifer mit Laune, „und nun erlaubt, daß ich dem Schiffer sein Fahrzeug bringe."

Und der Pfeifer warf sich in den Kahn und trieb ihn rasch durch die Wellen. Als er am andern Ufer angekommen, band er das Fahrzeug an, stürzte sich in den Fluß, zerteilte mit seinen kräftigen Armen den Strom und erreichte schwimmend das Gestade, das er vor wenigen Minuten verlassen hatte, und darauf gingen die Flüchtlinge voran.

„Tilly's Hauptquartier ist in Westerhausen," sprach der Pfeifer, „wir müssen uns also an die Straße halten, die dort dem Flusse entlang hinführt. Der Weg führt gerade in's Tilly'sche Lager."

Als der Morgen graute, waren die Geretteten vor dem Gezelte des berühmten Feldherrn, der, in einen

leichten Anzug gekleidet, sich mit einigen anderen Offizieren unterhielt. Die Geretteten wurden angemeldet, und Tilly empfing sie mit aller Freundlichkeit, und umarmte seinen alten Freund, den Domprobst, mit Herzlichkeit. Er ließ sich Friedrich von Scharfenstein vorstellen. Er hatte von dem Junker schon gehört, uud er erinnerte sich lebhaft an den Vater desselben, und freute sich doppelt, daß er unter ihm Kriegsdienste nehmen wolle. Friedrich von Scharfenstein erhielt auch ein Fähnlein, und der Pfeifer wich nicht von der Seite des Edlen. Am folgenden Morgen nahm der Domprobst Abschied, und die Trennung war rührend. Der Junker kniete nieder, und der Priester erhob seine Hände und segnete ihn.

„Werde ein tüchtiger Kriegsheld,“ sprach der Greis laut, „und mache deinem General Ehre, aber vergiß nie, daß Menschlichkeit eine Haupttugend des Kriegsmannes ist, und dieses Wort sollst du mir bewähren.“

XII.

Magdeburg's Erstürmung.

Es lagen bereits zwei Vorstädte Magdeburgs in Trümmern. Das verzehrende Feuer hatte sie in einen Aschenhaufen verwandelt, und die Belagerten hatten alle Außenwerke der Festung verlassen müssen. Der Schwede Dietrich von Falkenberg handelte als Soldat mit kalter Berechnung und es kam ihm nicht darauf an, wie viele Menschen obdachlos wurden durch die Verwüstungen, welche er bereits angerichtet hatte. Er scheute kein Mittel, dem Gegner Abbruch zu thun, und kein Opfer war ihm zu kostbar.*) Sein glühendster Wunsch war stets, die Stadt nicht in die Hände der Kaiserlichen fallen zu sehen, und er war zu den größten

*) Wir halten uns an die geistreiche Darstellung dieses Ereignisses durch Dr. Gfrörer in seinem berühmten Buche: „Gustav Adolph von Schweden, 3. Aufl. S. 687 ff." Dr. A. Heising bot uns in seiner schon erwähnten vorzüglichen Schrift schätzbare Materialien. Wer hat Magdeburg zerstört? — Diese Frage wird Jeder lösen können, wenn er den neuesten Forschungen der Geschichte gefolgt ist. Es wird dann der Vorwurf, als sei Tilly der Urheber des genannten Frevels, von selbst in sein Nichts zerfallen, damit einer der edelsten Feldherrn Deutschlands gerechtfertigt dasteht.

Anstrengungen verpflichtet, wenn er sein Ziel erreichen wollte, und er mußte zu Mitteln greifen, die man nur als einen Rat der Verzweiflung betrachten kann. Dietrich von Falkenbergs Heeresmacht betrug nicht mehr als 2000 Mann Fußvolk und 250 Reiter. Sie lagen in der Stadt. Der Administrator hatte 10000 Mann geworben; allein sie wurden in unnützen Unternehmungen zersplittert und aufgerieben. Wenn Geld vorhanden gewesen wäre, hätte man noch Truppen werben können. Allein die Bürger der Stadt, von niedrigem Krämergeist beherrscht, gaben keine Mittel her; sie trieben sogar noch Wucher in der Stadt. Man gab den Soldaten so schlechtes Bier, daß Viele die Ruhr bekamen und elendiglich starben. Falkenberg ward sogar mit dem Pulver betrogen. Es sollen nur 200 Centner Pulver vorhanden gewesen sein. Man konnte also die Kanonen nur sparsam bedienen; es stellte sich aber nach der Erstürmung der Stadt heraus, daß große Pulvervorräte in Privatkellern verborgen gewesen. Unter der Bürgerschaft herrschte die größte Uneinigkeit, und der Ausschuß war mit dem Stadtrate zerfallen. Es gab sodann noch eine nicht unbedeutende Anzahl Bürger, die sich mit dem Kaiser verständigen wollten.

Die Truppen, welche Falkenberg besaß, reichten nicht aus, um alle Plätze zu besetzen. Er nahm die Hilfe der Bürger und deren Opferwilligkeit in Anspruch. Es war sein Nachteil: dieser Ausweg vermehrte die Uneinigkeit und machte das Übel größer;

denn die Bürger der Städte sind gewöhnlich schlechte Soldaten, und der Wehrdienst wurde die unheilvolle Quelle der Zwietracht, und bei Tag und Nacht war die Arbeit strenge. Das fühlten Alle; allein die Reichen hatten etwas vor den Armen voraus: sie ließen sich während der Nacht durch ihr Gesinde vertreten und pflegten der Ruhe. Den Notleidenden that das wehe, und man erhob bittere Klagen über diese Willkürlichkeit. Diese Leute jammerten laut, daß man ihnen alle Lasten aufbürde, während sich die Reichen gütlich thaten, die müssigen Zuschauer machten und die Unbemittelten durch Stichreden quälten. Die Darbenden mußten sich dem Kugelregen der Kaiserlichen aussetzen und mit ihrem Blute für die Erhaltung der Stadt einstehen, während die Reichen in ihren Häusern blieben oder auf den Wällen lustwandelten. Es war dies ein Grund zum großen Mißvergnügen. Die Posten wurden wenig gewechselt, und wenn es geschah, so bevorzugte man ebenfalls die Reichen wieder, was die Armen schmerzte. Es erregte ebenfalls ein großes Mißbehagen, daß man einem und demselben Stadtviertel stets die gleiche Stelle zu bewachen gab. So geschah es, daß die Bewohner eines Stadtteils mit einem Kugelregen überrascht wurden, während Andere sich auf den Wällen die Zeit mit Trinken und Schmausen vertrieben. Viele erschienen nur, um ihre Neugierde zu befriedigen; an's Fechten dachten sie nicht. Unter der Zwietracht schlich der Verrat herum, und die kaiserlichen Feldherren wußten genau von allen Vorgängen in der Stadt.

Sie waren von der Uneinigkeit der Bürger ganz gut unterrichtet und sie waren bestrebt, diese Wahrnehmungen zu ihrem Vorteil auf Kosten der Belagerten auszubeuten.

Als der Mai begonnen hatte, rückte Pappenheim voran und setzte sich mit seinem Heere in den Trümmern der Neustadt, nahe am Stadtgraben fest. Er errichtete hier drei Batterien; fünf andere Batterien stiegen an drei andern verschiedenen Orten aus der Erde auf. Pappenheims Absicht war, einen festen Turm an der sogenannten hohen Pforte schnell in den Grund zu schießen; allein seine Absicht scheiterte an der Festigkeit des Mauerwerkes und der Sturm konnte erst später beginnen. Was den anrückenden Kaiserlichen aber von unermeßlichem Vorteil war, das war die Teilung des Commando's in der Stadt. Dietrich von Falkenberg, als Stellvertreter des Schwedenkönigs, führte den Oberbefehl. Der klägliche Geist und der abscheuliche Stolz einer damaligen deutschen Bürgerschaft war schon daraus zu erkennen, daß die Magdeburger von ihrem Bürgermeister David Braun geführt sein wollten. In der Nacht mußten alle achtzehn Stadtviertel bewacht sein. Als Pappenheim die Beschießung des wichtigen Turmes begann, die dem allgemeinen Sturme nur voranging, lagen die Bürger mehr denn früher in heftigem Hader. Der wütendste Aufwiegler war Hans Herkel; Gilbert schloß sich ihm würdig an. Die Bürgerschaft war deshalb von keinem großen kriegerischen Geiste beseelt. Schon nach der Zerstörung der

Vorstädte glaubte Tilly die Stadt zur Übergabe auffordern zu müssen. Er sandte am 4. Mai des Jahres 1631 drei Schreiben an die Stadt: an Christian Wilhelm, an die Bürgerschaft und an Dietrich von Falkenberg. Er sprach die Hoffnung aus, daß die Einwohner einer bessern Einsicht Gehör geben werden und bedauerte, daß alle seine frühern Ratschläge unbeachtet gelassen wurden. Er erinnerte Falkenberg daran, daß er das Unglück der Stadt beschleunigen werde, wenn keine Übergabe erfolge. Als der Inhalt der Schreiben in der Stadt bekannt wurde, entstand eine für Christian Wilhelm und Dietrich von Falkenberg sehr bedenkliche Stimmung.*) Man sah den Untergang der Stadt ein; auch erschien zu gleicher Zeit ein Schreiben des Ratsherrn Ahlemann, der sich in dem kaiserlichen Lager befand; das Schreiben weissagte den Fall der Stadt voraus. Hans Herkel wußte alle Versuche zu hintertreiben, die auf eine Übergabe hinzielten; er ward von Falkenberg und Christian Wilhelm unterstützt. Die Prediger der Stadt — unter diesen vorzüglich Gilbert — wurden in's Mitleid gezogen, um die Massen zu bearbeiten. Gilbert ermahnte das Volk

*) Diese Schreiben teilt Dr. A. Heising in seiner schon angeführten Schrift mit. Sie sind ein neuer unumstößlicher Beweis von der Milde eines Feldherrn, dem man durch eine lange Reihe von Jahren die Schuld von Magdeburgs Zerstörung allein zuschreiben wollte. Tilly spricht wie ein Vater zu den Bewohnern der Stadt. Er bittet und beschwört sie; aber seine edlen menschenfreundlichen Worte finden kein Gehör. Die Leidenschaft siegt über Vernunft und Besinnung.

von den Kanzeln herab, daß es ausharren möge: es sei ihm ein Engel vom Himmel erschienen, der ihm die Erlösung der Stadt verkündigt habe. Der Magistrat war ratlos und es verstrichen drei Tage, ehe dem Feldherrn Tilly Antwort gegeben wurde. Man sann auf ausweichende Antworten und schlug die Vermittelung Brandenburgs und Chursachsens vor — um Zeit zu gewinnen und die Ankunft Gustav Adolphs um so sicherer erwarten zu können. Tilly wußte genau, daß der Schwede anrücke. Es mußte ihm Alles daran liegen, die Sache zur schnellen Entscheidung zu bringen, und er mußte das Äußerste zur Bezwingung der Stadt wagen. Die Arbeiten Pappenheims in der Neustadt hatten für die Stadt einen sehr bedrohlichen Charakter. Es ward ein fürchterliches Feuer gegen die Stadt eröffnet, und aus allen Schlünden fuhren vernichtende Kugeln an die Mauern. Tilly glaubte, wenn er vor den Augen der Stadt seine furchtbare Macht entfalte, werden die Einwohner auf bessere Gedanken kommen. Er täuschte sich vollkommen. Er schickte noch einmal einen Trompeter in die Stadt. Alles war umsonst. Drei Tage und drei Nächte lang hatte das Feuer gegen die Werke gewütet: es sollte Tilly's wohlmeinender Aufforderung zur Übergabe Nachdruck geben. Seine Gesandten wurden hingehalten. Am 10. Mai des Jahres 1631 wurde die Sache den Bürgern zur Entscheidung vorgelegt. Die Unzufriedenen, der Prediger Gilbert an ihrer Spitze, wußten eine friedliche Verständigung zu hintertreiben.

Pappenheim hatte unterdessen ungestört fortgemacht, und der Turm an der hohen Pforte fiel; er konnte dem furchtbaren Feuer nicht mehr widerstehen; aber der Turm fiel nicht, wie er erwartet hatte, in den Stadtgraben, sondern er erhöhte nur den Wall mit seinen Trümmern. Ein Sturm war so unmöglich als früher: obgleich das Feuer drei Tage lang — am 7., 8. und 9. Mai — furchtbar gewütet hatte, war noch keine Mauerlücke vorhanden. Da verstummte das Feuer endlich ganz, und die Bewohner der Stadt wurden von neuem Mute belebt, obgleich der Rat die Übergabe der Stadt beschlossen hatte. Die Übergabe wurde durch Falkenberg und die Räte Christian Wilhelms hintertrieben. Die augenblickliche Waffenruhe ermutigte die Soldaten, sich von den Wällen zurückzuziehen und ihre ermatteten Glieder zu stärken. Man sah von den Wällen herab deutlich, wie die Geschütze von der Sudenburg abgeführt wurden. Man hoffte die Ankunft der Schweden mit größerer Sicherheit denn je. Man erkannte die Festigkeit der Mauern; denn keine Kugel hatte ein größeres Loch geschlagen, als sie selber war, und die Zähigkeit der Mauern schien das heftigste Feuer zu vereiteln. Das Alles wirkte zusammen und man entschloß sich zu fernerem Widerstande.

Am 19. Mai abends aber versammelte Tilly seinen Kriegsrat und legte ihm die Entscheidung der Frage vor, ob Magdeburg solle im Sturm genommen werden. Die Schwierigkeiten schienen groß zu sein; denn

trotz des fürchterlichsten Feuers hatte man noch keine Vorteile gewonnen. Tilly wankte und war halb entschlossen, die Belagerung aufzuheben. Da erhob sich ein alter Oberst und riet, den folgenden Morgen den Sturm unter allen Umständen zu wagen. Er gab den Rat, die Stadt zu überfallen, wenn die Bürger und Soldaten durch einen Morgenschlaf ihre ermatteten Glieder stärken. Diese Ansicht soll auf Tilly entscheidend gewirkt haben, und es wurde beschlossen, daß an allen Punkten zu gleicher Zeit gestürmt werden solle. Fünf Kanonenschüsse waren das Zeichen zum allgemeinen Sturm. Die Bürger und Soldaten waren vollkommen getäuscht; denn als sie die Geschütze abführen sahen, meinten sie nicht anders, als die Belagerung sei aufgehoben. Sie sollten aber die Sorglosigkeit teuer büßen.

Als das vereinigte Heer die Nachricht von dem bevorstehenden Sturme erhielt, entstand ein großer Jubel; Alles ward mit hoher Freude erfüllt: denn mit den Schätzen Magdeburgs, so hieß es, könne man sieben Königreiche kaufen. Mit Sehnsucht erwartete man den kommenden Morgen, und Pappenheim befand sich in einer günstigen Stellung. Die Schaaren seiner Gefährten stärkten sich zum kühnen Angriff; er aber kannte keine Ruhe. Er vermehrte die Sturmleitern; er ließ Staffeln in die Wälle einhauen und Stacketen und Pallisaden graben. Der Stadtgraben war trocken. Es hätten ihm keine größeren Vorteile geboten werden können. Als der Morgen graute, stand sein Volk zum

Sturme bereit. Er erwartete das Zeichen zum Angriff; seine Schaaren konnten den Sturm kaum erwarten. Da hielt Tilly noch einen Kriegsrat. Er wiederholte nochmals seine Zweifel. Er drang nicht durch: es mußte gestürmt werden. Zwei Stunden waren verloren gegangen, und diese Zögerung ward der Stadt zum Verderben und Untergang. Noch um fünf Uhr Morgens standen die Soldaten und Bürger Wache auf den Wällen und Mauern. Es geschah nichts im Tilly'schen Lager; man hatte auch gestern schon die Geschütze abfahren gesehen — man ahnte keinen Sturm und Überfall. Dietrich von Falkenberg war selbst von der Gefahrlosigkeit überzeugt. Bürger und Soldaten wurden vom Schlafe übermannt; selbst Jene, welche auf den Wällen waren, ergaben sich dem Morgenschlummer. Um sieben Uhr wurden sie von Pappenheim aus dem Schlafe geweckt.

Pappenheim wollte stürmen, und die Krieger standen bereit. Man horchte gespannt auf das gegebene Zeichen — man vernahm es nicht. Tilly zögerte mit dem Angriff: es schien, als wolle er noch einmal friedliche Wege zur Übergabe der Stadt versuchen. Es war bereits eine halbe Stunde über die verabredete Zeit verflossen. Man vernahm das Zeichen nicht. Da entschloß sich der kühne Pappenheim, den Sturm ohne das Zeichen zum Angriff auf eigene Verantwortung hin zu unternehmen. Ein weißes Band um den Arm war das Erkennungszeichen der Freunde und „Jesus Maria" war die Losung. Pappenheims Dragoner stiegen von

den Pferden und mischten sich unter das Fußvolk. Sie überfielen einen kleinen Posten am Fuße des oberen Walles, der über dem Stadtgraben stand — Alle wurden niedergestreckt, ohne Lärm machen zu können. Dann ging's dem obern Walle zu; die Brustwehr ward überschritten und die Soldaten fanden keinen Widerstand; denn die Wachen schliefen und merkten den Überfall erst dann, als sie durch einen Trompetenstoß aufgeweckt wurden. Schon standen die Kaiserlichen unter Pappenheim auf den Festungswerken, welche ohne Hindernisse erstiegen wurden. Croaten ritten an der Stadtmauer durch die Elbe in die Stadt. Das Fischerthor stand ihnen offen. Die Türmer bliesen zum Sturm. Man hing die weiße Kriegsfahne aus — der Lärm von dem Überfall verbreitete sich durch die ganze Stadt. Auf dem Rathause verhandelte der Rat mit Dietrich von Falkenberg und rückte nicht von der Stelle. Nur ein Ingenieur, Otto von Guerike, der berühmte Erfinder der Luftpumpe, eilte hinaus, um Kundschaft einzuziehen. Schon plünderten die wutentbrannten Croaten das Fischerthor, als Dietrich von Falkenberg mit dem Rate noch in gemütlicher Ruhe verhandelte. Die Kunde drang mit Schrecken in die Stadt. Dietrich von Falkenberg erfuhr zu seinem Entsetzen, daß die Kaiserlichen schon die Wälle an der Neustadt besetzt hätten. Die Trommelschläger flogen auf Geheiß des Rates von Straße zu Straße. Auf den Türmen heulten die Sturmglocken. Es war fürchterlich. Man wollte die Übergabe anbieten; aber aus

dem Getümmel kamen keine Sendlinge zurück. Alles warf sich dem andringenden Feind entgegen. Da erhielt Tilly Pappenheims Nachricht vom begonnenen Sturm, und vernahm, daß der kühne Kriegsheld Unterstützung verlange. Die Lage der Dinge ward bedenklich. Eine Kugel flog daher — Falkenberg stürzte nieder: er war todt. Jetzt wichen seine Soldaten zurück; die Kaiserlichen jagten ihnen nach. Es entstand ein mörderischer Kampf in den Straßen; allein die Kaiserlichen achteten es nicht — sie drängten sich unaufhaltsam vorwärts, von den nachrückenden Schaaren getrieben. Man schoß aus den Häusern und warf Steine herab: Viele fanden ihren Tod. Man sperrte die Straßen ab — umsonst: die Straßen füllten sich mit den Leichen der Freunde und Feinde. Schon standen Pappenheims Truppen in der Lockenmacher Gasse. Sie fanden einen heftigen Widerstand. Der Führer ihrer Gegner endigte durch eine Kugel sein Leben, und der Widerstand war gebrochen.

Unterdessen begann der Sturm von allen Seiten; doch Pappenheim hatte schrecklich gelitten. Tausende seiner Soldaten lagen todt in ihrem Blute neben ihm her. Endlich um zehn Uhr brach auch Tilly auf. Er konnte die Ungeduld seiner Leute nicht mehr aufhalten und mit wenigem Volk drang er durch eine kleine Öffnung in die Stadt. Zur gleichen Zeit ward ein anderes Thor geöffnet, und Haufen von Croaten mit schwerem Geschütz wälzten sich herein. Die Kanonen fegten die Straßen und ein Widerstand war nicht

mehr möglich, und die Bürger flüchteten in ihre Wohnungen. Die Einwohner der Stadt waren mit den Waffen in der Hand überwältigt worden. Die Croaten übten kein Erbarmen, und es entstand ein gräßliches Morden. Kein Alter und kein Geschlecht ward geschont. Über die Stadt verbreiteten sich die Schrecknisse einer Plünderung, und man schloß die Thüren und verrammelte die Häuser — es half nichts: die Pappenheimer warfen Alles nieder, besonders übten die Croaten, Wallonen und Italiener eine blutige Rache an den Feinden. Es entstanden Scenen, welche sich kaum beschreiben lassen. Das Gericht, das über Magdeburg hereingebrochen, war fürchterlich. Die Wut, mit welcher der Widerstand gerächt wurde, war entsetzlich.*)

---

*) Man würde sehr unrecht thun, wenn man diese Greuelthaten Tilly zur Last legen wollte. Nach Khevenhiller's unparteiischem Zeugnis hatten selbst die Tilly'schen Soldaten an dem Morden den tiefsten Abscheu an den Tag gelegt. Dann muß man sich an den Ingrimm der Soldaten erinnern, welche von den Einwohnern selbst zur größten Wut aufgestachelt wurden. „Kommt nach einer Stunde wieder!" soll Tilly gesagt haben, als man ihn bat, dem Morden und Rauben Einhalt zu thun, „der Soldat muß für seine Mühe auch etwas haben." Gründliche Geschichtsforscher, wie Dr. Gfrörer und Albert Heising, haben die Lächerlichkeit und Unwahrheit dieser ungerechten Beschuldigung längst widerlegt. Daß man dieses Mährchen dessenungeachtet verbreitet, beweist nur, daß die Annahme, Magdeburg sei durch Tilly zerstört, eine „vernarbte Lüge" und im Verlaufe einer falschen einseitigen Geschichtsschreibung zum „historischen" Dogma geworden ist.

Wäre es bei den Schrecknissen der Plünderung und des Mordes geblieben, so hätte Magdeburg ein Schicksal erlebt, wie es in jener Zeit viele Dörfer und Städte des deutschen Reiches erfuhren; allein um das Maß des Unglücks voll zu machen, brach an dem entgegengesetzten Teile der Stadt, in welchem nicht gekämpft wurde, Feuer aus.*) Als der Widerstand gebrochen war, griffen die Flammen mit schrecklicher Macht um sich. Schon während die Bürger in den Straßen fochten, ward Befehl zum Anzünden der nächsten Häuser gegeben worden. Ein heftiger Wind fachte den Brand noch mehr an und nach einer kurzen Zeit brannte die Stadt in lichterloher Glut. Von den Dächern der Kirchen, die mit Blei oder Kupfer gedeckt waren, rann das glühende Metall wie Regentropfen herab, und man konnte es vor Hitze in der Stadt nicht mehr aushalten. Die Sieger zogen sich auf den Wall zurück, Schaaren von gefangenen Männern und Weibern mit sich führend. Viele Soldaten, welche sich beim Plündern verspäteten, verbrannten mit den Einwohnern. Vielleicht 20000 Einwohner hatte der Tod in den Flammen oder das Schwert hingerafft.

**) Gustav Adolph's Soldaten plünderten überall, wo sie erschienen. Und sie kamen doch als „Befreier;" die Greuelthaten nach der Erstürmung Frankfurts an der Oder sind bekannt. Dies beweist nur, wie Freund und Feind das Volk mißbrauchte, und daß in jener barbarischen Zeit, die durch den Krieg noch mehr verwilderte, solche Schrecknisse fast zur stehenden Tagesordnung gehörten, nur mit dem Unterschied, daß wir eben in Magdeburg das Unglück der Verwüstung im höchsten und fürchterlichsten Grade zu beklagen haben.

Das Feuer dauerte von Mittag bis zum Morgen des folgenden Tages. Die ganze Reiterei wurde gefangen. Auch der Administrator Christian Wilhelm fiel in die Hände des Siegers. Er hatte den angewiesenen Posten — die Besorgung des neuen Werkes hinter dem Dom — noch inne, als Pappenheim mit seinen Schaaren bereits in der Stadt war. Er ward im Rücken angefallen; Mansfeld, der gegen ihn stand, war es nicht Ernst mit dem Angriffe. Als er bewältigt war, brachte man ihn in das Lager Pappenheims. Dieser und die Herzoge von Holstein und Sachsen-Lauenburg machten ihm die bittersten Vorwürfe über das Elend, welches er über die Stadt gebracht. Er wurde später nach Wien gebracht, wo er zur katholischen Kirche übertrat. Das Erzstift erhielt er nie wieder. Der Anstifter des großen Unglücks kam mit dem Leben davon.

Die drei Bürgermeister wurden ebenfalls gerettet, und was der Rat begonnen, weiß man nicht. Man hat nichts von ihm vernommen; auch Otto von Guerike entging dem Verderben. Stallmann, Pöpping und Cumenius wurden gefangen, und die Prediger der Stadt, welche als Aufwiegler vorzüglich thätig waren, fielen sämtlich in die Hände der Sieger. Domprediger Decenius sollte bei der Eröffnung des Domes als Aufrührer hingerichtet werden. Er war schon auf dem Richtplatz angekommen, als es einem Offizier gelang, seine Begnadigung zu erwirken. Auch Gilbert fiel in die Gewalt der Kaiserlichen und ward in's Gefängnis geschleppt. Auf den Kopf des Predigers Cramer hatte

Tilly einen Preis gesetzt: ein kaiserlicher Offizier rettete ihm das Leben, indem er ihn heimlich aus der Stadt brachte. Der Prediger Hecht ward ebenfalls durch kaiserliche Offiziere gerettet. Von Hans Herkel hat man von diesem Tage an nichts mehr gehört. Man wußte nicht, ob er die Flucht ergriffen habe oder in den Flammen elend umgekommen sei. Schneidewind war verschwunden und man wollte wissen, er sei mit dem Leben davon gekommen und habe sich als Abenteurer in aller Herren Länder umhergetrieben. Adolph Markus verlor sein Leben.

So sank die Stadt Magdeburg im Monat Mai des Jahres 1631. Ein Schrei der herbsten Klage erfüllte das deutsche Land. Aber auch der Schwedenkönig ward von der Stimme des Volkes als Mitschuldiger erklärt. Die Stadt fiel als ein Opfer der Verblendung und der Leidenschaft, und sie war verraten durch Fremde, verraten durch die eigenen Bürger, verraten durch eine unzufriedene Partei. Sie war geleitet von Männern, welche ihrer Stellung nicht gewachsen waren, und sie ward vergessen von einem falschen ehrgeizigen König, der sie in der Not schmählich verlassen hatte. Sie hat sich geopfert für einen unfähigen Fürsten, der durch Beschränktheit, Verwegenheit, Hinterlist und schamlosen Betrug die Bürger in's Verderben riß.

Die Flammen hatten in der Nacht vernichtet, was sie am Abend noch nicht erreicht hatten, und als der Morgen erschienen war, stürzte sich das siegende Heer auf die rauchenden Trümmer und begann wieder zu

plündern. Die Truppen entdeckten große Schätze und Kostbarkeiten, und sie fanden ungeheuere Reichtümer in den Kellern und Gewölben. Sie wurden für ihre Mühe schadlos gehalten, und auf den Trümmern der Stadt konnten die Soldaten schwelgen.

Am folgenden Tag erließ Tilly ein Manifest an das deutsche Volk, in welchem er sich verwahrte, daß er schuld sei an dem Unglück der Stadt und er schrieb, daß er Alles aufgeboten habe, um die Bewohner zu einer billigen Übergabe zu bewegen. Er sagte, daß das Unglück nicht ihm, sondern der Stadt selbst zuzuschreiben sei. Am gleichen Tage zog Tilly in die Stadt; er konnte aber das Elend nicht sehen. Beim Anblick der unermeßlichen Verwüstung sank sein Haupt — der greise Kriegsheld brach in Thränen aus. „Aber diesen Feldherrnthränen ist der Ruf der Thränen des Xerxes, des Scipio und des Titus nicht zu Teil geworden.“*) Tilly kam zum Dome, und ein entsetzlicher Anblick bot sich seinen Augen dar. Es hatten sich dorthin mehr denn tausend Menschen jeden Alters und Geschlechtes geflüchtet, und in qualvoller Angst hatten die Unglücklichen drei Tage und zwei Nächte ohne Speise und Trank zugebracht. An der Pforte fällt der greise Domprediger Dr. Bake dem Helden zu Füßen und bittet für das Leben derer, welche im Dom waren. Der Feldherr wird erschüttert, und er

*) Dr. Karl Adolph Menzels neue Geschichte der Deutschen. 7. Band.

hebt den Prediger auf und sorgt für Speise und Unkommen. Tausend Kinder, welche ihre Eltern verloren, nahm der Greis mit Rührung auf; er ließ sie in's Lager führen, damit man für sie sorge. Die Soldaten erhielten von Tilly scharfe Verweise wegen der Grausamkeiten, die sie verübt hatten. Tilly handelte stets menschlich: und diese Eigenschaft ist wohl eine der schönsten und erhabensten Perlen in der fleckenlosen Tugendkrone des unsterblichen Helden, vor dem wir mit ungeheuchelter und warmer Verehrung und Bewunderung stehen.

Am 25. Mai ward ein großes Dankfest gefeiert. Man sang das „Te Deum" unter dem Donner der Geschütze, um den errungenen Sieg zu feiern. Viele Geistliche und Mönche waren erschienen. Auch treffen wir den edlen Domprobst in ihren Reihen. Er hatte auf der Reise gen Mainz von dem Sturme und Ende Magdeburgs gehört und war schnell umgekehrt. Aber er war traurig; er konnte den Anblick des Elends nicht ertragen. Er sah mit Wehmut auf die Trümmer seines Hauses, in welchem er so manche Freude mit Friedrich von Scharfenstein und dem Ratsherrn Hans von Rosenberg erlebt hatte. Pappenheim hatte Magdeburg erobert, und er schätzte diese Ehre höher als eine Million Thaler. Er ward zum Commandanten der Stadt ernannt.

XIII.

Das Gefängnis.*)

Der gräßliche Abend, an welchem der Domprobst Metternich von Nichtswürdigen unschädlich gemacht werden sollte, war hinabgesunken. Es sollte aber an demselben Tage noch eine schändliche Unthat verübt werden. Der elende Hauptmann Schmidt hatte den Ratsherrn Hans von Rosenberg vielfach bei Dietrich von Falkenberg und bei Christian Wilhelm verläumdet, als stehe er mit Tilly und Pappenheim in geheimer vertraulicher Verbindung, und als sei er ein bekannter Verräter der Stadt. Dietrich von Falkenberg, der die eigentliche Ursache nicht wußte, warum Schmidt so sehr auf den Ratsherrn erbost war, so daß er bei jeder Gelegenheit über seine Haltung losfuhr, hatte dem Elenden nur zu leicht geglaubt, und er brachte es dahin, daß der Ratsherr an dem gleichen Abend verhaftet worden war, und der Hauptmann selbst hatte sich die Aus-

---

*) Man wolle gefälligst einen Rückblick machen. Wir haben mit gutem Grunde die Geschichte der Erstürmung Magdeburgs ausführlich und fortlaufend gegeben. Der Vorwurf, als habe Tilly Magdeburg zerstört, sollte in sein Nichts zerfallen. Wir sind der Wahrheit vollkommen getreu geblieben.

führung des Haftbefehls erbeten. Er war unmenschlich genug, sich an den Qualen zu weiden, welche der Greis zu erdulden hatte. Der Ratsherr ward als verdächtig eingekerkert, und er saß in einem dumpfen Loche, das mit Luft und Licht keinerlei Gemeinschaft hatte. Es rollten ihm bittere Thränen über die Wangen, wenn er an Hildegards Schmerz und Kummer dachte, und ihre Herzenspein ging ihm näher, als sein eigenes trauriges Geschick. Er fühlte nicht, daß die verzweiflungsvollen Bewegungen die schweren eisernen Ringe in seine Lenden pressen müßten. Der Greis litt furchtbar, und die Falten auf seinem ehrwürdigen Antlitz hatten sich vermehrt und seine Augen begannen zu erlöschen.

Der Abend war wieder gekommen. Da öffnete sich die Thüre seines Kerkers, und die schwere eisenbeschlagene Thüre drehte sich krachend in ihren Angeln. Ein Gerichtsdiener, begleitet von einem Kerkermeister, trat ein. Er blieb ehrerbietig an der Thüre stehen. Eine tiefe Wehmut lag in seinen Zügen, und man sah es ihm an, daß er mit dem alten Manne Mitleid hatte.

„Ihr müßt in's Verhör kommen," sagte der Gerichtsdiener. „Seid Ihr bereit, mir zu folgen?"

„Ich bin es," sprach der Greis mit männlicher fester Stimme.

Der Gerichtsdiener nahm dem Ratsherrn die Fesseln ab und er löste den eisernen Ring von den Lenden, mit welchem der Greis am Boden angeschmiedet

schien. Es ward dem Ratsherrn leicht; denn die ungewohnte Last hatte ihn zu Boden gedrückt. Seine Schritte wankten jedoch, und er mußte von dem mitleidigen Gerichtsdiener in das Zimmer geführt werden, in welchem das Verhör vorgenommen werden sollte. Der Greis kam durch mehrere dunkle Gänge in einen großen Saal, der gewölbt war wie das Innere einer Kirche. Die Decke desselben war aber sehr nieder und wurde von dicken steinernen Säulen getragen. Auf einem Tische brannten zwei Lichter. Ein Evangelienbuch lag daneben, und nicht weit davon erblickte man ein hölzernes Kreuz mit dem Bilde des Erlösers. Nicht weit davon strahlten zwei blanke Dolche — das Zeichen der blutigen Gerechtigkeit. Fast in der Mitte des Saales saßen vier Personen an einem Tisch. Es waren die Richter. Adolph Markus war unter denselben leicht zu erkennen. Die Verteidiger des Rechtes betrachteten den Greis mit kalter Verachtung, und Adolph Markus musterte mit schlechtverhehlter Schadenfreude das blasse Aussehen des Ratsherrn, und dann blätterte er nachlässig in einem Papierstoße, in welchem sich die Anklageakte befanden. Er zog ein Stück Papier heraus und hielt es an's Licht, damit er sich nicht täusche. Dann las er eifrig darin, während seine Genossen den Hintergrund des Saales mit prüfenden Augen betrachteten. Man konnte nämlich bei dem zweifelhaften Lichte nicht Alles bestimmt wissen, was sich im Saale befand, und doch konnte man leicht die Werkzeuge wahrnehmen, welche dazu bestimmt

waren, den Greis zu einem Geständnis zu zwingen. Räder, Stricke, Stühle, Zangen und Ketten waren für hartnäckige Gefangene aufgehäuft, wenn sie mit der Wahrheit nicht herausrücken wollten. Es waren Werkzeuge einer Folterbank, welche damals bei allen wichtigen Verhören angewendet wurden, um schnell zum Geständnis der Wahrheit zu gelangen.

Der Greis betrachtete mit Entsetzen die Werkzeuge, mit welchen er gemartert werden sollte, und eine ungestüme Bewegung schüttelte seine mürben Glieder. Als er aber Adolph Markus am Tische erblickte, da ward ihm fast, als werde er von einer unsichtbaren Gewalt zu Boden geschmettert, und er sank nieder, und man mußte ihn auf einen Sitz bringen. Im nämlichen Augenblicke trat auch der Hauptmann Schmidt als Hauptzeuge herein, und ein kalter Hohn lag in seinen Blicken, als er des Ratsherrn ansichtig wurde. Eine stolze Schadenfreude zuckte durch sein elendes Herz, und er winkte mit den Augen nach dem Anwalt der Stadt — nach Adolph Markus — hinüber, als wollte er ihm die Gefühle zu erkennen geben, mit welchen er sich an dem Opfer seines Ingrimms weidete. Das Verhör sollte beginnen, und die Richter rückten näher an den Tisch. Der Gerichtsdiener mußte den Ratsherrn zwingen, aufzustehen.

„Laßt den Gefangenen näher treten," befahl Adolph Markus, „er mag seine Schuld bekennen."

Hans von Rosenberg ward an den Tisch gebracht.

Adolph Markus aber richtete einige stille Worte an seine Mitrichter, und dann wandte er sich wieder nach dem Gefangenen.

„Tretet nahe an den Tisch," sprach er mit gebieterischem strengen Tone, „und leget Euere Hand auf das Bildnis unseres Erlösers, und bei dem Buche des Lebens beschwöret Eure Aussagen, und sprechet nichts als Wahrheit. Ich ermahne Euch dazu."

Der Ratsherr trat in die Nähe der Richter.

„Ich schwöre bei dem lebendigen Gott," sprach er mit lauter Stimme, während er mit einer Hand das hölzerne Kreuz, mit der andern aber das Evangelienbuch berührte, „daß ich nur die Wahrheit sagen will."

„Tretet auf Euern Platz zurück!" befahl der Richter mit kaltem Tone.

Der Ratsherr that es.

„Ihr seid Mitglied des alten Rates gewesen," begann Adolph Markus.

„Ja, des Rates, der durch die Ränke der verwerflichsten Art vor kurzer Zeit gefallen," gab Hans von Rosenberg mit Entschiedenheit zur Antwort. „Ich gehöre dem Rat an — — —"

Hans von Rosenberg sagte die Wahrheit. Denn viele Mitglieder waren aus dem Rat geschieden, als die Stimme der Vernunft von den Auslassungen schnöder Leidenschaft übertönt wurde, und dies geschah kurz nach dem öffentlichen Auftreten des Administrators.

„Sprecht nur so viel, als Ihr verantworten könnt," rief Adolph Markus höhnend aus, „Eure eignen Worte könnten sonst Eure Ankläger werden."

„Ich habe das Recht, mich als Mann zu verteidigen," erhielt er zur Antwort.

„Es ist Euch nicht unverborgen, was in der Nähe unserer Stadt vorgeht," fuhr der Anwalt fort, „es sind Dinge bekannt geworden, welche ein schlimmes Licht auf Euern Charakter werfen. Ihr sollet mit den Kaiserlichen in Verbindung stehen, und man hat uns angezeigt, daß Ihr einen vertrauten Bund mit unseren Feinden geschlossen habet. Ist es wahr?"

„So viel Worte, so viel Lügen!" sprach der Greis. „Allerdings ist Tilly mein Freund, aber könnt Ihr daraus die Folge ziehen, daß ich ein Verräter bin?"

„Ihr seid als ein Rädelsführer bekannt, der die Unzufriedenen in der Stadt gegen den neuen Rat und gegen die Anordnungen Dietrichs von Falkenberg aufstachelt," sagte Adolph Markus weiter, ohne auf die Einwendung des Ratsherrn zu hören. „Das ist eine schimpfliche Handlung, deren Folgen auf Euer graues Haupt zurückprallen mögen. Hans von Rosenberg, Ihr seid dem Gesetze verfallen! Ihr wißt, daß es jedem Bürger der Stadt Magdeburg auf's strengste untersagt ist, mit dem Feinde in Verbindung zu stehen, und daß allen Verrätern die Todesstrafe — — —"

„Wer kann so ungerechte Beschuldigungen gegen mich erheben?" rief der Greis, den Richter unterbrechend aus, „wer kann es wagen, mich solcher Lügen

zu zeihen? Wann habe ich die Sache der Bürger an den Feind verraten? Es sollen Jene erröten, welche so niedrig von mir denken, daß sie sich getrauen, so unwahre Beschimpfungen gegen mich auszusprechen. Ich bin stets ehrlich und recht gewesen, und wer kann mich eines Verrates überweisen?"

„Hauptmann Schmidt!" sprach der Anwalt, „tretet vor und gebet Zeugnis!"

„Es ist Alles wahr, was ich sage," sagte Schmidt, „ich war ein Freund in dem Hause des Ratsherrn. Ich sah viele Briefe an Tilly bei dem Ratsherrn auf dem Tische liegen und er war unvorsichtig genug, mir den Inhalt mitzuteilen, und es ist meine Pflicht, davon zu reden, weil die Stadt in großer Gefahr schwebt, und ich bin ehrlich genug, meine Aussage eidlich zu bekräftigen."

„Ehrloser Lügner!" sagte der Greis, „wie könnt Ihr eine solch' niederträchtige Verläumdung auf Euer Gewissen nehmen? Ich soll mit dem Feind unterhandeln? Zu welchem Zweck denn?"

„Hier sind die Briefe!" sprach der Richter und blickte mit scharfem Auge auf den Ratsherrn. „Sie sagen uns mehr als genug."

„Es sind freundschaftliche Versicherungen und sonst nichts, was sie enthalten," gab der Greis zur Antwort, aber es wurde nicht darauf gehört.

Die Richter saßen verblüfft auf ihren Stühlen, und sie fühlten das Gewicht der Worte, die der Greis so eben gesprochen.

Adolph Markus ergriff ein anderes Blatt.

„Ihr seid angeklagt, daß Ihr das Volk der Stadt für die Sache des Kaisers gewinnen wollt," begann der Anwalt wieder. „Der Kaiser — — —"

„Der Kaiser ist unser Herr," fiel der Ratsherr ein und ein seltenes Feuer leuchtete auf seinem gealterten Antlitz. „Ich betrachte das Bündnis der Stadt mit dem Schweden und das Einverständnis des neuen Rates mit Christian Wilhelm als das größte Unglück, das uns hat treffen können. Das erkläre ich frei und offen: ich werde es immer sagen, und wenn es mich auch das Leben kosten sollte. Der Kaiser hat uns unseres Eides noch nicht entbunden und die Pflicht des Gehorsams ist noch nicht gelöst: wir aber haben uns meuterisch, aufgestachelt durch falsche Ratgeber, gegen ihn erhoben zu unserem eigenen Untergang. Die Zeit wird mein Wort erfüllen. Ich verachte Jene, welche uns dem Schweden ausgeliefert, und der Fluch der Nachwelt wird sie treffen."

„Ist das Euer letztes Wort?" fragte der Anwalt mit Hohn.

„Mein letztes Wort, wenn Ihr wollt," sagte der Greis bestimmt, „wenn Ihr's aber haben wollet, so werde ich Euch die Wahrheit noch weiter sagen — rein und ungeschminkt, wie ich's zu geben stets gewohnt bin. Was wollt Ihr noch von mir? Plaget mich nicht mit leeren Fragen. Einem alten Mann wird leicht das Reden schwer."

„Welch' ein Hohn!" rief Adolph Markus aus. „Doch genug! Ihr bleibt also bei Eurem Geständnis?"

„Ich werde immer das Nämliche sagen," gab der Greis laut zu verstehen, „so lange ein Tropfen Blut in meinen Adern rollt. Ich bin ein alter Mann: meint Ihr, ich wolle meine Seele noch mit einem Meineid beflecken? Was glaubt Ihr: ich solle die Unwahrheit sagen und stehe schon mit einem Fuß im Grabe?"

„Dann soll es mir leid thun, gegen einen so rechtschaffenen braven Mann die äußerste Strenge des Gesetzes walten zu lassen," sagte Adolph Markus. „Es thut mir wehe: aber als Beamter der Stadt darf ich keine Rücksichten kennen und obwalten lassen."

„Vollziehet Eure Pflicht," sprach der Greis und blickte zum Himmel.

Er empfand in diesem Augenblicke eine so erhabene hohe Geistesstärke in sich, daß er mit getröstetem frohen Mute hätte dem Tode entgegen gehen können, und die Richter befanden sich dieser Seelenstimmung gegenüber in Verlegenheit. Schmidt hoffte einen zitternden Greis zu erblicken, der um Gnade flehen werde beim Anblick des nahen Todes; er mußte aber einen Mann von dem edelsten Charakter kennen lernen, der das Leben für die Wahrheit gibt. Ein unnennbarer Ingrimm nagte deshalb an seinem Herzen, und er war vernichtet, denn er fühlte die ganze Grundlosigkeit seiner Beschuldigung. Adolph Markus konnte seinen

Zorn kaum verbergen. Er hätte den Ratsherrn gern als einen seufzenden und furchtsamen Alten gesehen; und nun sprach zu ihm ein Mann von der ehrlichsten und offensten Gesinnung, wie er es selten getroffen. Man hätte glauben sollen, der Greis wäre augenblicklich entlassen worden; allein die Richter waren in der Gewalt des Hauptmanns, der sie mit schnödem Sündengelde an sich zu fesseln wußte, und der Edle sollte der Rache des Hauptmanns zum Opfer fallen.

„Ihr seht, „Ratsherr!" begann Adolph Markus und gab sich Mühe, ernst zu scheinen, „daß Ihr der Strafe des Hochverrats schuldig seid. Ihr habt Euch soeben mit nackten Worten als Freund des Kaisers und als Gönner seiner Sache erklärt und wir brauchen hiezu keine Zeugen. Was habt Ihr dagegen einzuwenden?"

„Nichts, gar nichts, sagte der Greis, „ich glaube nur, daß Jene den schwärzesten Verrat am deutschen Vaterlande begehen, welche den Schweden über's Meer in unsere Marken gelockt haben, und es ist die größte Meuterei, die uns je begegnet ist. Das Reich gehört dem Kaiser; die Gewalt gehört nur ihm allein: wer sich an dem Kaiser vergreift — — —"

„Still, Ratsherr!" rief Adolph Markus aus, „Ihr dürft so nicht sprechen."

„Ha," sprach der Greis, seine Richter mit Verachtung ansehend, „ich hasse Eure Künste! Macht es

kurz. Ich weiß, daß ich keine Gnade in Euren Augen finde, eure Rache will Blut: nehmt es, Ihr sollt es haben.“

Und es entstand ein feierliches Stillschweigen. Die Richter schauten sich betroffen an.

„Was ist zu thun?“ fragte ein Richter leise, „mir graut fast vor dem unverschuldeten Tode.“

„Narrheiten!“ entgegnetr ihm Adolph Markus, „wir sind nicht sicher, so lange noch Einer von unsern Gegnern lebt.“

Schnell wandte sich der Anwalt gegen den Gefangenen.

„Habt Ihr noch ein Wort zu Eurer Verteidigung zu sagen?“ fragte er mit lauter Stimme.

„Nein,“ sprach der Greis, „ich habe hoffentlich deutlich genug gesprochen.“

„So erwartet Euer Urteil,“ sprach der Richter. „Der Zeuge kann sich entfernen.“

Da verließ der Hauptmann das Gerichtszimmer. Mit einer teuflischen Freude lief er durch die Straßen der Stadt und kam auf seinem Posten an, den er verteidigen sollte; denn die Kaiserlichen lagen dicht vor der Stadt.

„Führt den Gefangenen weg!“ befahl der Anwalt, „in einer Stunde folgt das Urteil.“

Und nach einer Stunde ward die Thüre des Kerkers wieder geöffnet. Es traten mit dem Gerichts-

diener zwei Bewaffnete ein und der Greis ward noch einmal in das Gerichtszimmer geführt. Er nahte sich mit festem Selbstvertrauen und mit ungebrochenem Mute den Richtern, die am Tische saßen. Adolph Markus ergriff ein Blatt und hielt es gegen das Licht.

„Hans von Rosenberg, Ratsherr der Stadt Magdeburg ist wegen Einverständnis mit den Kaiserlichen und als Vertrauter des Kaisers und wegen Aufreizung des Volkes mit dem Tode durch das Schwert zu bestrafen," las der Richter laut vor. „Machet Euch zum Tode bereit. Morgen wird das Urteil vollzogen."

Der Richter legte das Blatt auf den Tisch und setzte sich. Er war froh, das Urteil gelesen zu haben; denn es war ihm, als wollte ihm seine Stimme versagen. Die anderen Richter überlief ein kalter Schauer, den sie nur mit Mühe verbergen konnten, und sie saßen wie vernichtet auf ihren Sitzen. Die Rache des Hauptmanns war gestillt.

„Ich lade euch, ihr Herren, zur Verantwortung vor Gott, dem ewigen Richter," sprach der Greis mit männlicher Fassung. „Der Himmel sei der Richter zwischen euch und mir!"

Der Gefangene ward abgeführt, und er ertrug mit stillem Schmerz sein Schicksal.

„Es ist gräßlich!" sagte der Gefangenwärter vor sich hin, als er den Greis in den Kerker gebracht hatte. „Die Schurken!"

Die Bewaffneten stimmten mit dem ehrlichen Manne überein.

„Guter Mann!“ sagte Einer, „Ihr müßt besorgt sein, daß den Galgenvögeln die Beute entkommt. Sie sollen das Leben des Ratsherrn nicht haben, und sie haben ihn mit Unrecht verurteilt. Schurken führen das Ruder in der Stadt, und es ist schändlich, einen so braven Mann zu morden.“

„Pst!“ sagte der schüchterne Gefängniswärter, „wenn man es hört!“

„Man soll es hören,“ sprach der andere Bewaffnete. „Die Elenden sollen aufgedeckt werden. Man kann's ja unter den Tyrannen nicht mehr aushalten, und alle rechtschaffenen Leute murren.“

„Sie haben Recht!“ murmelte der Gefangenwärter zwischen den Zähnen, „aber was können wir denn machen?“

„Ihr könnet Vieles thun, wenn Ihr wollt,“ sprach der erste Bewaffnete wieder, „an Euch allein liegt es, wenn der Greis seinen Drängern entkommen soll.“

„Das kann ich nicht,“ sprach der Gefangenwärter, „und das darf ich nicht.“

„Das verlange ich auch nicht,“ sprach der Bewaffnete, „aber der Greis besitzt eine schöne Tochter, und diese sollte doch den Vater noch sehen, ehe er stirbt. Das solltet Ihr doch erlauben: die Maid

wird's Euch köstlich lohnen. Ich will sie holen: Ihr laßt sie doch hinein?"

Der Gefangenwärter nickte mit den Augen.

„Seht, der Greis entkommt ohne Euer Verschulden aus der Haft," sprach er weiter und zog den Gefangenwärter auf die Seite. „Morgen geht's in der Stadt ganz gewiß zum Schlagen und das Andere wird sich ergeben. Dafür laßt mich sorgen."

„Abgemacht!" sprach der Gefangenwärter, der der Macht des Goldes nicht widerstehen konnte.

Es entstand eine Ruhe in dem Gefängnisse, wie die Stille eines Grabes.

XIV.

Das Wiedersehen.

Hildegard hatte nach der Verhaftung ihres Vaters das Haus verlassen und bei den Mönchen des Liebfrauenklosters eine Zufluchtsstätte gefunden. Im Kloster hatten viele Bedrängte in einem abgeschlossenen Raume ein schützendes Asyl gefunden. Sie hatte alles einigen getreuen Dienern übergeben. Das reich geschmückte Haus kam ihr vor wie ein Grab, und sie lebte in beständiger Furcht, von den Feinden ihres Vaters und des Domprobstes ergriffen und mißhandelt zu werden. Sie schätzte sich glücklich, in den stillen Hallen des Klosters ein Unterkommen erhalten zu haben und sie wußte, daß sie hier sicher sei. Wenn sie den Verlust des Vaters nicht beklagt hätte, so würde sie sich gar nichts gewünscht haben; denn die menschenfreundlichen Mönche nahmen sich ihrer mit vieler Sorge und Opferwilligkeit an. Sie fand Trost in den edlen Worten, welche sie aus ihrem Munde vernahm. Ihr gebrochener Mut wurde durch die frommen Einsprachen der Edlen gehoben, und sie konnte jetzt mit felsenfestem Vertrauen der Zukunft entgegensehen. Ihr Herz begann ruhig zu werden, und sie glaubte an den Sieg der Tugend, und doch hatte sie manche

schwere Stunde und manchen bitteen Kampf zu bestehen. Manchmal weinte sie in finstrer Nacht heiße Thränen, und sie fand nur im Gebet Trost und Ermunterung. Der Wunsch, den gefangenen und mißhandelten Vater zu sehen, regte sich mit aller Gewalt in ihrer Seele; aber wie hätte sie einen Weg finden können — sie, die schüchterne Jungfrau! — der in die düstern Mauern eines dumpfen Kerkers führt! Doch in der Not hat man oft mehr Freunde, als man glaubt und hofft, und es wachte ein schützendes Auge über dem Mädchen und dem Vater, von dem Hildegard keine Ahnung hatte.

Der Pfeifer war mit Friedrich von Scharfenstein im Tilly'schen Heere angekommen. Er blieb stets in der Umgebung des Junkers und wußte sich bald so freundschaftlich mit ihm zu stellen, daß der Edle wenig Geheimnisse vor dem ehrlichen Manne hatte. Der Pfeifer sah den Junker mehrmals traurig und niedergeschlagen am Wachfeuer sitzen.

„Junker, Ihr liebt eine Maid!" sprach der Pfeifer einmal gutmütig, „ich lese es in Euren Zügen."

Friedrich von Scharfenstein gab keine Antwort auf die Frage, und er blickte auf den Boden und spielte mit dem Feuer, das lichterloh vor ihm brannte: aber ein tiefer Seufzer drang durch seine Brust.

„Gesteht es nur, Junker!" sagte der Pfeifer wieder. „Warum wollt' Ihr's verschweigen?"

Diese Worte des ehrlichen Genossen öffneten den Weg zum Herzen des jungen Mannes, und er sagte dem

Kriegsmann von seiner Liebe zu des Ratsherrn Tochter und klagte ihm den Gram, der sein ganzes Herz erfüllte.

„Da steht's schlimm," sprach der Kriegsmann leise, „wo wohnt denn die Maid?"

Friedrich von Scharfenstein antwortete nicht; er zeigte nur mit dem Finger nach den Mauern der Stadt.

„Ist sie nicht eines Ratsherrn Tochter?" fragte der Pfeifer wieder, „ich kenne den reichen Hans von Rosenberg und sein Mädchen. Ist's Hildegard?"

Der Junker nickte mit dem Kopfe. Es war ein stillschweigendes Zeichen seiner Zustimmung.

„Aber mein Gott, das ist ja schrecklich!" rief der Pfeifer aus. „Eure Maid wohnt in Magdeburg — der schönen Stadt. Aber wenn man stürmt? Ach, das arme Kind!"

„Gott wird Hildegard schützen," sprach der Junker mit Wehmut.

„Und ihren Vater auch," sprach der Pfeifer mit Zuversicht.

Aber am andern Morgen war er verschwunden. Er war über die Elbe geflohen, und als er sich sicher glaubte, kleidete er sich rasch um und kam als Schiffsknecht in die Stadt, wo er Dienste in dem Heere nahm. Er wollte als Bewaffneter sicher auf die Spur der Unglücklichen kommen, und es gelang ihm wunderbar. Er war der edle Kriegsmann, der sich so warm des

Ratsherrn annahm. Er hatte auch bald Hildegard's Aufenthalt ermittelt, und er stand ja mit den Mönchen des Liebfrauenklosters auf vertrautem Fusse, und dieses abenteuerliche Leben gefiel ihm: er war es von Jugend auf gewohnt. Der Pfeifer war der Schutzengel, den Gott dem Mädchen in der tiefsten Erdennot vom Himmel sandte.

In dem Kerker, der den Ratsherrn Hans von Rosenberg einschloß, brannte ein kleines Licht in einer unscheinbaren schmutzigen Lampe. Der Gefangenwärter hatte es aus Mitleid auf eigene Gefahr auf die Erde gestellt. Die ungewissen Strahlen, die von ihm ausgingen, erhellten das feuchte Gewölbe, in welchem der Greis gefangen lag. Der Gefangenwärter hatte dem Klagenden auch den Ring vom Leibe genommen, der ihn an den Boden fesselte. Der Greis konnte frei umhergehen und er machte einige Gänge durch das Gewölbe, welches ihn einschloß. Seine Schritte klangen dumpf und schwer in dem kalten Raum und der Tiefbetrübte rang die Hände. Nicht sein Tod brachte ihm Schmerzen; nicht die ungerechten Beschuldigungen machten ihm die letzten Stunden schwer: sondern der Kummer, zum Tode zu gehen, ohne sein einziges Kind gesehen und an seine Brust gedrückt zu haben, that ihm wehe und schnitt ihm tief durch die Seele. Er sollte sterben, ohne seiner Tochter den letzten Segen erteilt zu haben. Sein Herzblut war ihm ferne; der Greis fühlte eine unendliche Wehmut im Herzen. Seine Tochter machte ihm das Scheiden aus der Welt zur

Marter, und er wußte, wie elend es Hildegard bekommen werde, daß sie von seinem Aufenthalt und seinem Schicksale keine Kunde erhielt. Wie wird es der edlen Seele Schmerzen bereiten, wenn sie das tragische Ende des Vaters erfährt! Diese und ähnliche Gedanken erfüllten seine Seele, und der Tod machte ihm nicht bange. Er war ja ein Greis, der mit einem Fuße im Grabe stand. Das Leben konnte ihm wenig Reize bieten, und wenn er reiflich über sein Ende nachdachte, so erschien ihm ein Tod für eine gerechte Sache — er war ja unschuldig! — nicht mehr grausam und hart: er starb für das Recht. Solche Gedanken erfüllten die Seele des Gefangenen, und dann warf er sich nieder auf einen Strohbündel, der in einem Winkel seines Gefängnisses lag. Er kniete nieder und erhob die Hände zum Gebet und er sprach mit Gott, dem gerechten Richter. Er betete für sein Kind und bat den lieben Himmel, daß er dem Mädchen Kraft und Stärke verleihen wolle, sein Schicksal mit Ergebung zu ertragen und hinzunehmen, und dann flehte er noch heißer. Sein Gebet wurde zur erhabenen christlichen Begeisterung. Er erinnerte sich an die vielen Glaubenshelden, welche den Tod ohne Schuld über sich ergehen lassen mußten, und er streckte seine Arme aus und bat für seine Richter um Gnade bei Gott.

„Herr, vergib ihnen, sie wissen nicht, was sie mir thun,“ rief er aus. „Herr, verzeihe es ihnen, was sie an mir Böses thun, und sei ihren Seelen gnädig!“

Während der Greis auf den Knien lag und Gott für seine Seele um Erbarmung anflehte und Thränen der Wehmut vergoß, daß er ohne geistlichen Trost aus der Welt scheiden mußte; während er mit sich im Gebete rang und heiße Bitten um das Wohlergehen seines Kindes zum Allvater im Himmel schickte; während der edle Greis sogar seiner Feinde im Gebete gedachte: da wanderten zwei Personen durch das Dunkel der Nacht dahin und wollten das Gefängnis erreichen, in welchem der Greis schmachtete. Es war ein Mädchen mit blassen abgehärmten Wangen, von einem Wehrmann an der Hand geführt. Das Mädchen trug ein schwarzes Tuch über die Locken, welche seine gewölbte Stirne umflossen, damit es weniger erkannt werden konnte. Es schritt schüchtern dahin durch die stillen Gassen und die menschenleeren Straßen, und wenn sich ein Geräusch aus der Ferne hören ließ, so blieb es stehen und wollte zaudern. Es zuckte zusammen und ein leiser Seufzer entfuhr seiner Brust. Die Jungfrau zitterte am ganzen Leibe und eine Thräne stahl sich aus ihrem Auge. Ihr Begleiter sprach ihr Mut ein und bat sie, mit stolzem, kühnem Vertrauen voranzugehen.

„Fürchtet Euch nicht, mein Fräulein," sagte der Pfeifer leise und mit ungeheuchelter Aufrichtigkeit, „es ist nichts. Die Wachen werden in dem nächsten Stadtviertel abgelöst."

„O Gott!" seufzte Hildegard, „wie ist mein Herz beklommen!"

„Seid ohne Sorgen,“ antwortete der Pfeifer, „Ihr seid in guten Händen, und Ihr seid sicher.“

Und Hildegard folgte dem ehrlichen Kriegsmann. Sie hatte an seiner Hand schon viele Gassen durchschritten und kein Mensch war ihnen begegnet. Sie liefen geschickt hinter den Wachen vorüber und unbemerkt nahten sie sich dem Hause, in welchem sich der Kerker des Ratsherrn befand.

„Ich kenne mich aus,“ sagte der Pfeifer, „ich bin in der Stadt sehr gut bekannt.“

„Sind wir bald am Ziele?“ fragte Hildegard mit Ungeduld.

„Bald, mein gnädiges Fräulein,“ versetzte der Kriegsmann, „wir müssen dort um die Ecke biegen, und dort in dem Winkel hinter dem Dome steht das Gefängnis.“

„Mein guter Heiland!“ sprach Hildegard und begann zu zittern. „O so nahe am Ziele — so nahe beim Vater!“

„Wie wird sich der Junker freuen,“ sagte der biedere Wehrmann, „wenn ich ihm Kunde von Euch bringe! Er hat immer noch Hoffnung, und er liebt Euch sehr, gnädiges Fräulein!“

„O Gott, segne ihn!“ bat Hildegard mit Andacht im Herzen. „Laß mich sein Auge wieder schauen.“

Der Pfeifer geleitete das Mädchen in eine Seitengasse, welche hinter den Dom führte, und er blieb vor einem großen Hause mit schwarzen Wänden stehen.

„Wir sind am Ende, gnädiges Fräulein!“ sprach er leise, „verbergt Euch hinter dem Hause, bis ich wieder komme. Seid ohne Sorgen! Ich bin ein ehrlicher Mensch.“

Der Pfeifer war verschwunden. Er lief auf die andere Seite des Hauses, und er trat auf einen Fensterladen zu, der nur leicht angelegt war. Er erhob sich auf der Spitze seiner Füße, um denselben zu erreichen, und er klopfte leise. Es ließ sich keine Erwiederung vernehmen. Er klopfte noch einmal — umsonst: es blieb alles so ruhig, wie in einem Grabe.

„Sollte mich der Schelm am Ende hänseln?“ sagte er mit Ungeduld zu sich selbst, „sollte er andern Sinnes geworden sein?“

Der Pfeifer wartete eine Weile, und dann klopfte er wieder und duckte sich nieder auf den Boden. Denn eben ging die Wache vorüber. Die Schritte dröhnten dumpf durch den nächtlichen stillen Raum. Da ward der Fensterladen geöffnet, und es blickte jemand heraus.

„Pst! bist du da?“ sprach eine Stimme, während sich die Schritte der Wache in der Ferne verloren.

„Ich bin's — der Pfeifer!“ sagte der Kriegsmann, „wie steht's?“

„Hast du das Mädchen bei dir?“ fragte der Wärter der Gefangenen. „Ist für das Trinkgeld gesorgt?“

„Es ist in Bereitschaft,“ sagte der Pfeifer, „mache auf! Wenn ich mit dem Mädchen im Kerker bin, dann sollst du deinen Lohn erhalten.“

„Ich komme,“ sprach der Gefangenwärter und warf den Laden zu.

Der Pfeifer schlich um das Haus und fand das Mädchen.

„Es ist alles bereit,“ sagte er, „folget mir, gnädiges Fräulein!“

Und der redliche Mann ergriff die Hand des Mädchens und führte es an eine Hinterthüre. Er klopfte, und die Thüre krachte in ihren Angeln. Hildegard stand mit ihrem Begleiter in dem Hause und der Gefangenwärter hielt ein schwaches Licht in der Hand.

„Kommt mit mir!“ sprach er und ging eine steinerne Treppe hinab.

Er stand mit Hildegard und dem Pfeifer vor dem Kerker.

„Hier, dein Lohn!“ sagte der Pfeifer und drückte dem Wärter eine Rolle Geld in die Hand.

Die eisenbeschlagene Thüre that sich auf, und Hildegard erblickte den Vater. Sie sprang auf den betenden Vater zu und sank neben ihm zur Erde nieder.

„O mein Vater!“ rief sie mit schmerzlichem Tone aus, „laß mich an deinem Herzen weinen.“

„Hildegard, mein Kind!“ sprach der Ratsherr mit vieler Rührung, „welcher Engel führt dich in meine Einsamkeit?“

Der Greis sprach nicht weiter. Er schloß sein Kind in seine Arme und weinte bitterlich, und Hilde-

gard schluchzte, daß eine Thräne die andere schlug. Sie sagten lange Zeit kein Wort und hielten sich sprachlos umfangen. Der Kriegsmann hatte sich mit dem Wärter zurückgezogen.

„Wir wollen sie nicht stören!“ sprach er voll Mitleid zum Wärter, „und wir wollen gehen.“

Und der Greis blickte mit Begeisterung auf sein Kind, und er wollte seinen Sinnen nicht trauen.

„Bist du es, Hildegard?“ sagte er und streckte seinen Arm nach dem Mädchen aus, „bist du es, oder ist es nur ein Schatten von dir?“

„Ich bin es, deine Tochter — deine liebe Hildegard,“ versetzte das Mädchen, „o komme an mein Herz, mein edler teurer Vater!“

„O die Freude über dieses unerwartete Wiedersehen kann ich kaum ertragen,“ rief der Greis aus, und seine Thränen rannen wieder und heftiger über seine Wangen.

„Ich sehe das Licht meiner Augen, und die Wonne meines Lebens ruht in meinen Armen,“ sprach Hildegard voll Begeisterung. „Ich besitze ihn wieder, den meine Seele auf der Erde über alles liebt. O glückseliger Augenblick! Wie kann ich diese Freude ermessen! O ich kann diese Stunde mit ihrer himmlischen Wonne nicht fassen!“

Und Hildegard schloß den Vater in ihre Arme, und sie drückte glühende Küsse auf dessen Stirne und Wangen. Sie ließ nichts unversucht, um dem Vater

ihre Teilnahme und ihren Schmerz zu beweisen, und sie ließ sich durch nichts abhalten, dem grambeladenen Vater den bittern Harm darzuthun, den sie über sein Schicksal in ihrer zarten Seele empfand.

„Ich besitze dich wieder, braver guter Vater!“ rief sie aus, „ich bleibe bei dir und ginge es mit dir zum Tode.“

Da erblaßte der Greis noch mehr, und er sank bewußtlos auf das Stroh nieder, auf dem er vor einer kurzen Weile gekniet war. Die Erinnerung an sein nahes Ende, von seinem Kinde in dem schmerzlichsten Augenblick seines Lebens wiederholt, raubte ihm das Bewußtsein. Er fiel in eine Ohnmacht und ein entsetzlicher Angstschrei fuhr über die zitternden Lippen des Mädchens. Hildegard sah den Vater auf dem Boden liegen mit todesblassem Angesicht und mit eingefallenen Wangen, die der Gram verzehrt hatte. Sie bückte sich nieder, um den Lieben durch Thränen und Küsse zum Leben zu erwecken. Sie rang die Hände, und sie benetzte des Vaters Schläfe mit frischem Wasser, das sie in einem alten Kruge in einem Winkel des Kerkers gefunden. Sie fiel an seiner Seite nieder und betete.

„Guter Gott!“ rief sie jammernd aus, „gib ihm das Leben. Schenk' ihm den Atem und laß ihn zu sich kommen. Er ist mein Alles — mein Vater, mein Trost, mein Segen auf Erden. O laß ihn in dieser Stunde nicht sterben! Um der Verdienste Jesu willen

bewahre ihn, o Herr! Heilige Jungfrau, Mutter Gottes, flehe für ihn, und ihr lieben Heiligen am Throne Gottes, vereinigt eure Bitten mit meinem Seufzen, auf daß ich Erhörung finde und mein Vater lebe!"

Und Gott hatte Erbarmen, und der Himmel hatte das Gebet des Kindes gehört. Der Ratsherr schlug die Augen auf, und er lebte und sah seine Tochter betend an seiner Seite.

„O Gott, wie gut bist du!" sagte er, „du züchtigest deinen Knecht und in dem gleichen Augenblick überhäufest du ihn mit Wohlthaten. Ich lebe noch, um mein einziges Kind — ach, zum letzten Mal! — zu sehen."

„Vater!" sprach Hildegard, und ein unnennbarer Schmerz erfüllte ihr Herz, „was sprichst du?"

Und ein heller Thränenstrom rann über die Wangen des Mädchens.

„Ich schaue dich, mein Alles!" sagte der Greis mit männlicher Entschlossenheit, obgleich ihm seine Worte das Herz abdrücken wollten, „aber ich blicke zum letzten Male in dein Angesicht, das mich so oft erfreute."

„Du mußt sterben, Vater?" fragte Hildegard mit schmerzlicher Überraschung, „o ich verstehe dich nicht — — — ich will und kann dich nicht begreifen."

Und mit leidenschaftlicher Glut schloß das Mädchen den greisen Vater in seine Arme.

„Ich lasse dich nicht sterben," rief Hildegard mit Begeisterung aus, „ich muß dich besitzen und ich lasse

dich nicht. Die Elenden mögen kommen und dein Leben fordern. Der Weg zu deinem Herzen geht über meine Leiche und ich werde dem Tode trotzen um deinetwillen. Was ist die Welt für mich ohne meinen Vater? Du bist mein, o Vater! Dein Kind gehört an deine Seite — — — im Leben und im Tode. Sie sollen kommen, und deine Henker werden mich an deiner Seite finden, und ich werde keiner menschlichen Gewalt weichen. Gott ist mit mir; ich habe lange mit ihm im Gebet gerungen. Ich sah dich in meinen Träumen triumphiren über deine Feinde, und ich erblickte dich als Überwinder der Bösen. Vater, du wirst und mußt leben, und ich glaube an den Sieg der Wahrheit und an den Untergang der Lüge. Ich werde deine Gegner, die dein Leben wollen, zurückwerfen, wenn sie sich vergreifen an dem, der meine Seele entzückt, und mein Vater, glaube mir, die Liebe und die Verzweiflung werden mir die Kraft dazu geben."

Hildegard schwieg. Sie küßte den Vater mit weinenden Augen, und fast schien es, als ob sie wahnsinnig geworden wäre.

Der Kerker war noch immer in allen seinen Winkeln düster; denn das schwache Lampenlicht konnte nicht hell genug nach allen Seiten dringen. Die wenigen Strahlen fielen gerade auf das bleiche Angesicht des Ratsherrn und auf die thränenfeuchten Wangen der Tochter. Hildegard setzte sich an die Seite des Vaters, und ihr Herz ward ruhiger. Sie erfaßte des Vaters

Hand und drückte sie mit Wärme und Innigkeit und sie konnte mit weniger Aufregung sprechen. Sie unterhielt sich mit dem Edlen, der ihr Mut einsprach und sie bat, ihr Schicksal mit Geduld zu ertragen.

„Wanke nicht, mein Kind!" sprach der Vater mit Rührung. „Gott wird sich deiner annehmen, und er wird dich nie verlassen, wenn du stets dein Auge auf seinen Willen gerichtet hältst, und ich werde dich stets vom Himmel herab segnen. Versprich mir nur, daß du ein frommes braves Kind bleibest."

Hildegard gelobte es unter Thränen.

Der Ratsherr sprach noch Vieles mit seinem Kinde. Da begann es Tag zu werden, und die Sonne sandte wenige Strahlen in das feuchte Gewölbe, in welchem der Ratsherr gefangen lag. Das Licht war ausgegangen; doch war es so helle in dem Gefängnis, daß man alle Gegenstände deutlich unterscheiden konnte.

„Es ist schon Morgen," sagte Hildegard, „aber ich bleibe noch bei dir."

„Du mußt gehen, mein Kind!" sprach der Greis, „wenn man dich trifft, ist es um den armen Wärter geschehen."

„O Vater!" jammerte das Mädchen, „laß mich bei dir!"

„Es kann nicht sein!" bat der Ratsherr, „du mußt mich verlassen."

„Gott sei dir gnädig, mein Vater!“ sprach Hildegard und fiel dem Vater um den Hals.

„Leb' wohl, Hildegard!“ antwortete der Greis, „im Himmel werden wir uns wieder sehen.“

Das Mädchen weinte heftig, und der Greis schluchzte laut. Endlich riß sich Hildegard aus den Armen des geliebten Vaters und wollte den Kerker verlassen. Sie konnte es nicht — die Thüre war geschlossen. Sie konnte nicht ahnen, daß die Stunde der Erlösung geschlagen, und der Ratsherr wußte nicht, daß der Augenblick angebrochen sei, der ihm die Befreiung bringen sollte.

XV.

Die Befreiung.

Während Hildegard an dem Halse ihres geliebten Vaters hing und bitterlich weinte, ereignete sich auf dem Gange, der zum Kerker führte, ein sonderbarer Kampf. Der Pfeifer ergriff einen großen Schlüsselbund, den der Schließer in seiner Hand hielt, und wollte ihn seinem Eigentümer entreißen. Der Gefangenwärter wehrte sich mit aller Kraft und schlug mit den Fäusten wie rasend um sich.

„Elender!" rief der Pfeifer aus, „rühr' dich nicht von der Stelle, oder du bist des Todes."

„Was willst du, Waghals?" schrie der Wärter und seine Stimme verhallte in den dunkeln Gängen des Hauses.

„Die Schlüssel!" befahl der Pfeifer und schwang einen gezückten Dolch über dem Haupte des Wärters, der am Leibe zu zittern begann. „Thue es gleich!"

„Lieber will ich sterben," sagte der Wärter, doch plötzlich erwachte seine ganze Kraft.

Er flog dem Pfeifer an die Kehle und faßte ihn mit solcher Gewalt, daß ihm das rote Blut in den

Kopf stieg, und er schüttelte den Kriegsmann so unsanft, daß er einen lauten Schrei ausstieß. In dem nämlichen Augenblicke aber nahm der Kriegsknecht alle seine Kräfte zusammen und warf den Schließer auf den Boden. Ein dumpfer Ton erfüllte die weiten feuchten Hallen, und der Schließer lag ohnmächtig da.

„Der Schurke!“ sagte der Kriegsmann voll Wut, „das Geld ist ihm gut und recht; aber ich will ihm zeigen, daß er sich auch zu andern Gefälligkeiten herbeilassen muß, und er muß den Greis und sein Kind frei lassen. Ich hab' es dem lieben Junker in meinem Herzen geschworen.“

Und mit diesen Worten ergriff er den Wärter, der in einer Ohnmacht lag, und schleppte ihn in die tiefen Gewölbe. Er betastete ihn genau, ob er nicht etwa tödtlich gefallen, und er konnte nichts Gefährliches entdecken, und dann nahm er ihm den Schlüsselbund vom Leibe und untersuchte mit dem ersten Schlüssel, ob sich kein Gewölbe mit ihm aufthun lasse. Es war unmöglich, eine Thüre zu öffnen. Schon hatte der Pfeifer beinahe alle Schlüssel versucht, da endlich sprang ein Schloß auf und der Pfeifer ergriff den Schließer an seinen Kleidern und legte ihn in ein Kerkerloch, das die Sonne schon lange nicht mehr gesehen.

„Nun ist er versorgt und aufgehoben,“ sprach der Pfeifer vor sich hin, „er mag jetzt sehen, wie er zu sich selbst kommt und Rettung findet.“

Er eilte die steinerne Treppe hinauf und lief nach dem Kerker, in welchem sich der alte Ratsherr mit seinem Kinde befand, und schon wollte er die Thüre öffnen. Da hörte er zu seinem Schrecken, daß auf der Straße eine laute Bewegung entstand, und er hielt in seiner Aufregung inne und spannte seine ganze Hörkraft an, um zu entdecken, was der Lärm zu bedeuten habe. Er vernahm laute Worte und Tritte von Menschen, unter welche sich manchmal auch der Hufschlag eines Pferdes mischte. Der kalte Angstschweiß fuhr dem ehrlichen Manne die Wange herab und eiste ihm über den Rücken. Er wollte den Ratsherrn retten. Das war seine Absicht, und er war so nahe daran, und vielleicht ebenso weit davon entfernt. Wenn es länger anstehen sollte, bis wieder Ruhe auf der Straße war, hätte ja der Schließer erwachen können, und er hätte sicherlich Lärm gemacht und hätte gerufen, so laut er konnte. Und wenn ihn Bewaffnete auf der Straße gehört hätten, so wären diese zweifellos herbeigeeilt und hätten ihn erlöst, und dann wäre aber der Ratsherr nicht gerettet und Hildegard nicht erfreut worden, und er selbst hätte in den Kerker wandern können. Der Pfeifer befand sich in großer Verlegenheit. Er mußte sich also zuerst überzeugen, was der Lärm zu bedeuten habe, und er schlich an die Thüre. Er öffnete sie langsam; denn der Pfeifer war vorsichtig. Sie hätte ja knarren können, und sie hätte ihn wahrscheinlich verraten; allein der Schließer war ein pünktlicher Mann, der alles in Ordnung

hatte; und die Thüre ging deshalb ruhig und geräuschlos auf. Der Pfeifer schaute durch die kleine Spalte, welche er sich durch den leichten Druck mit der Hand gemacht hatte, und die Thüre that sich ein wenig auf und er sah, daß Wachen vor dem Hause aufgestellt waren. Eine Menge Soldaten waren auf der Straße versammelt. Es wimmelte von Bewaffneten und zu seinem größten Schrecken erblickte er den Hauptmann Schmidt an deren Spitze.

„Der Ratsherr ist verloren," sprach er zu sich selbst, „und die schöne Maid mit ihm. Der Hauptmann ist der Todfeind des Alten und die Maid hat ihm ihre Hand versagt, und von mir will ich nicht reden. Ich bin ein Kind des Todes."

Der Pfeifer drückte die Thüre fest zu und schloß sie von innen, und dann schaute er nach dem Loche, in welchem der Schließknecht lag. Es war alles so still als wie in einem Grabe. Es war aber auch früh am Morgen. Die Bürger hatten in der Nacht strengen Wachtdienst gehabt, und sie lagen deshalb auf dem Lager. Alles in der Stadt war ruhig. In der Nähe des Gefängnisses ward die Stille nur durch das Stampfen der Rosse und durch das Aufstossen der Gewehrkolben gestört. Der Pfeifer machte sich auf und ging in das zweite Stockwerk, von wo aus er die Bewegungen der Truppen gut wahrnehmen konnte. Er wußte, daß der Ratsherr hingerichtet werden sollte, und so oft also Schmidt dem Gefängnis nahe kam, überfiel den ehrlichen Mann eine wahre Todesangst.

„Was wird noch daraus werden?“ fragte er sich selbst. „Wenn mich der Schurke sieht, wird er mich hängen lassen, weil ich nicht im Gliede stehe. Teufel, warum habe ich mich denn unter sein Fähnlein aufnehmen lassen? Aber konnte ich hoffen, meine Absichten zu erreichen, wenn ich's nicht gethan hätte?“

Schon schlug es auf dem nahen Dome die siebente Stunde des Morgens.

„Die Soldaten werden doch nicht da sein, um den Ratsherrn zum Tode zu begleiten?“ sagte er wieder zu sich selbst, „was würde ich dann anfangen?“

Der gute ehrliche Mann ahnte nicht, was wirklich außerhalb der Stadt vor sich ging. Auch Hildegard und der Ratsherr hatten keine Ahnung, und sie wußten nicht, daß die Pappenheimer in die Stadt drangen, und daß die Kaiserlichen zum Sturme schritten. Ein furchtbarer Kanonendonner erhob sich vor den Wällen und vor den Mauern. Der Pfeifer hatte gemeint, daß der Sturm später beginnen sollte. Ein gräßliches Geschrei drang durch die Reihen der Soldaten, als sie das schreckliche Dröhnen aus der Ferne hörten; aber Hauptmann Schmidt rührte sich mit seinem Häuflein nicht: er hatte von Dietrich von Falkenberg keine Befehle, und Christian Wilhelm, der in der Nähe des Domes stand, gab kein Zeichen des Lebens von sich. Die Leute schauten aus den Fenstern heraus und rieben sich den Schlaf aus den Augen, aus dem sie so unsanft geweckt worden.

„Was gibt es?“ fragten Viele und rannten durch die Straßen.

„Der Feind bläst zum Sturme,“ schrien Andere und eilten rasch davon.

„Von welcher Seite kommen die Feinde in die Stadt?“ riefen Hunderte und schlugen die Hände zusammen.

„Die Pappenheimer sind schon in der Stadt,“ erhielten sie von Andern zur Antwort, die ratlos durch die engen Gassen eilten.

Da machte endlich Hauptmann Schmidt eine Bewegung nach dem Orte, wo die Feinde in die Stadt kamen; aber vor dem Gefängnisse ließ er eine doppelte Wache zurück. Der Pfeifer sah es, und es war wieder alle Hoffnung verloren. Er gab den Gedanken der Errettung auf. Die Wache stand da und rührte sich nicht, und eine Stunde war beinahe verflossen. Es war ein entsetzliches Bangen, in welchem der Pfeifer jeden Augenblick sein Leben zu verlieren glaubte, und er fiel in seiner Angst nieder und betete zu Gott.

„O laß mich nicht untergehen, mein Gott!“ sprach er laut. „Ich wollte ein Retter der Unschuld sein; aber es will mich die Hand meiner Feinde erreichen; laß mich nicht sinken. Erhalte das Schifflein meines Lebens, daß es ungefährdet lande. O Herr, schone meiner! Ich weiß es wohl, ich bin deiner Gnade unwürdig; aber hilf mir um jener Unschuldigen willen,

welche ich aus der Hand sündhafter Frevler befreien wollte. O Herr, erhöre mein Flehen!"

Der Pfeifer verhüllte sein Angesicht, und er vergoß bittere Thränen. Er hatte ein zu gutes Herz, als daß er dem Eindrucke des herbsten Schmerzes hätte widerstehen können. Seine Thränen waren aufrichtig. Er hatte sein Leben an die Rettung eines Unglücklichen gewagt; und nun sollte er selbst das Leben einbüßen. Es lag ihm an seinem Leben wenig; gern hätte er es für Hildegard und den Ratsherrn hingegeben, nur um dem Junker Friedrich von Scharfenstein eine Freude zu machen.

Hans von Rosenberg hörte auch in seinem Kerker das Dröhnen der Geschütze und das Prasseln des Gewehrfeuers und er vernahm das Schreien und Jammern der Einwohner.

„Was ist das?" fragte Hildegard und ward blaß im Angesichte.

„Das verkündet Magdeburg's Unglück," sprach der Greis. „O mein Gott, es mußte so kommen. Mach' es gnädig, lieber Gott!"

„Barmherziger Himmel, wie streng sind deine Gerichte!" rief Hildegard und erhob die Hände bittend zu Dem, der Alles leitet. „Laß uns nicht umkommen und sende uns Rettung aus der Gefahr."

Und die Hilfe war nahe. Der Pfeifer stand am Fenster und blickte nieder auf die Straßen. Da stürzte ein junger Kriegsmann auf schnellem Rosse und mit

gezogenem Degen dahin. Sein Auge flammte; sein Lockenhaar flatterte im leichten Morgenwinde. Aus seinen Augen sprachen Mut und Heldensinn, und dem Edeln folgte ein Fähnlein Soldaten, die bis an die Zähne gewappnet waren. Die Wehrleute eilten dem jugendlichen Führer nach und wollten ihn an Schnelligkeit überbieten. Da kam aber auch von der anderen Seite ein feindlicher Haufe und die Wache am Thore des Gefängnisses verstärkte die andringenden Feinde. Es entspann sich ein Kampf auf Leben und Tod. Die Feinde fielen zu Dutzenden; aber auch die Reihen der Kaiserlichen wurden gelichtet.

„Vorwärts!“ befahl Friedrich von Scharfenstein, denn er war es — die Truppen unter Tilly waren auch in der Stadt und schmetterten die Feinde nieder.

„Vorwärts!“ rief der kühne Held, „wehrt euch wie Löwen!“

Er durfte es nicht zweimal wiederholen. Die Soldaten unter seiner Führung fochten mit verzweifeltem Mute, und sie warfen sich mit wahrer Todesverachtung dem überlegenem Feind entgegen. Ihre Schwerter wüteten in den Reihen der Gegner wie die Sense des Todes. Die tödtlichen Kugeln der Feinde trafen schlecht, und wenn sie verderblich gewirkt hätten, man würde es in der Stunde des Kampfes nicht geachtet haben; auch die Gegner wehrten sich mit kühnem Mute. Wenn sie zurückgeschlagen waren, so erneuerten sie stets mit dem Ungestüm tapferer Sol-

daten den stürmischen Angriff. Sie mußten erliegen. Eine kleine Anzahl ergab sich den Siegern auf Leben und Tod; aber der junge Held erwies ihnen Gnade und ließ sie gebunden wegführen.

Schon wollte Friedrich von Scharfenstein den Ort verlassen, auf welchem er und seine Getreuen so tapfer gekämpft hatten, geschmückt mit dem Lorbeer des Siegers. Da vernahm er einen Hilferuf aus der Nähe und er erhob seine Augen und er sah, wie der Pfeifer aus dem Fenster des zweiten Stockwerkes schaute. Er ward sehr überrascht durch dieses unerwartete Zusammentreffen.

„Im Gefängnis, Pfeifer!“ rief der Junker und lächelte.

„Zu Eurem Troste, Junker,“ sagte der Pfeifer, „kommt herauf: ich hab' Euch einen köstlichen Schatz zu übergeben.“

Die Augen des Edlen glänzten vor Begeisterung und Wonne. Er ahnte, was kommen werde. Er sprang schnell vom Rosse und lief nach dem Eingange in das Gefängnis. Der ehrliche Kriegsmann war ihm mit dem Feuer eines Jünglings entgegen geeilt, und er fiel vor ihm nieder, umfaßte unter Thränen seine Knie und ein lauter Freudenschrei drang über seine Lippen: er vergoß Freudenthränen. Die Umstehenden konnten nicht begreifen, was vor sich ging, und sie verstanden die Rührung des Alten nicht.

„Gott sei gelobt, Junker, daß Ihr kommt,“ sprach der Pfeifer, „ach, ohne Euch wäre ich und mein schönstes Kleinod verloren gegangen.“

„Sprich deutlicher, alter ehrwürdiger Freund!“ sagte Friedrich von Scharfenstein. „Warum hast du mich im Lager der Kaiserlichen verlassen?“

„Um Euch zu dienen, mein Herr und Gebieter!“ gab der Kriegsmann zur Antwort, „doch kommt und seht, und dann beurteilt, ob ich gut gehandelt habe.“

Und der Pfeifer ergriff den Arm des Edelmannes und führte ihn in den Kerker, in welchem der Ratsherr mit Hildegard eingeschlossen war.

„Tretet hinein,“ bat der Pfeifer herzlich, nachdem er aufgeschlossen hatte.

Da lag der Greis auf den Knien und hatte seine Hände gefaltet, und an seiner Seite bebte sein Kind.

„Rettung! Rettung! rief Friedrich von Scharfenstein aus.

Der Pfeifer warf sich auf den feuchten Boden und dankte Gott mit Gebet und Thränen für die glückliche Rettung. Der Junker war sehr gerührt und seine Seele kämpfte einen schmerzlichen Kampf. Er nahm mit leidenschaftlicher Glut den Greis in seine Arme und küßte seine abgemagerten eingefallenen Wangen. Er hob ihn auf vom Boden und zog ihn an seine Brust. Er konnte vor Rührung und Überraschung kein Wort reden.

„O Gott!“ seufzte er stille und eine Thräne stahl sich aus seinem Auge.

Und wieder umarmte er den Greis, der nicht fassen konnte, wie ihm geschah. Das Wort Rettung hatte seine Sinne verwirrt. Ach, er hatte nicht mehr auf Erlösung gewartet, und er hatte mit hoher männlicher Entsagung dem Tode entgegengesehen. Und nun war der Engel erschienen, der ihn aus Kerker und Banden befreite, und sein Haupt sank auf die Brust des Edlen.

„Mein Sohn!“ sprach der Greis leise; er konnte nichts weiter sagen.

Friedrich von Scharfenstein nahm den Ratsherrn bei der Hand und führte ihn seinem Kinde entgegen.

„Hildegard, nimm deinen Vater!“ sagte der Junker mit lauter Stimme.

Er konnte nicht weiter reden; die Worte erstarben auf seiner Zunge. Die Krieger, welche ihm in den Kerker gefolgt waren, standen tief ergriffen da. Sie verstanden nun, was hier geschehen.

„Edler Mann!“ riefen Alle aus, „o welch' eine schöne That!“

„Mein Bruder!“ sprach Hildegard unter heftigem Schluchzen, „wie kann ich dir vergelten, was du an meinem Vater und an mir gethan?“

„Ich verlange nichts, mein Herzblut!“ versetzte Friedrich von Scharfenstein, „es war meine Pflicht.

Dem ehrlichen Krieger da mußt du danken; er hat mehr gewagt, als ich."

Der Ratsherr schloß den braven Wehrmann in seine Arme.

„Ich will's dir gedenken, ehrlicher Mann," sprach er laut, „du sollst bei mir in meinem Hause bleiben, und wenn dein seliges Ende naht, so soll dir meine Hildegard die Augen zudrücken."

„Ich bleibe, wenn der Junker dabei ist," sagte der Pfeifer und zwang sich zum Lächeln. „Ich kann ohne den Edeln nicht leben."

„Er soll auch bleiben," sagte der Ratsherr, „er ist von nun an mein Sohn!"

„Gott sei gepriesen," rief Hildegard freudig aus, „nun sind alle meine Hoffnungen und Träume erfüllt."

Und der Junker nahm den Greis und führte ihn aus dem Gefängnis, und Hildegard und die Übrigen folgten. Als sie aber auf der Gasse angekommen waren, bemerkten sie den Pfeifer nicht. Sie warteten. Da erschien nach einer kurzen Weile der Pfeifer und brachte einen Mann mit sich, der todtenblaß war. Es war der Schließer und Wärter der Gefangenen.

„Hier sind deine Schlüssel," sprach der Pfeifer, „bewahre sie künftig besser. Es könnte dir sonst übel bekommen, und nun laufe, braver Mann!"

Und der Pfeifer versetzte ihm einen derben Schlag auf die Achsel. Der Schließer aber, von Schmerz gefoltert, verschwand in dem Hause.

„Das ist des Hauptmanns Werk,“ sagte der Junker, „ich habe bei mir geschworen, die Frevel zu vergelten, die er mir angethan, und ich will sie rächen. Die Stunde ist gekommen. Soldaten, folget mir!“

Der Edle befahl dem Pfeifer, die Geretteten in das Liebfrauenkloster zu bringen, und dort zu warten, bis er komme, und dann warf er sich auf sein Pferd. Seine Soldaten zogen voran. Sie waren dem Junker durch viele Gassen eilig gefolgt. Sie standen auf dem blutgedüngten Kampfplatz, und hier schlugen sich die Pappenheimer mit wilder Wut mit den Soldaten, welche Schmidt's Befehlen gehorchten; aber Schmidt war kein Mann, der sich so leicht bezwingen ließ, und er warf die Pappenheimer zurück, und ein lautes Freudengeschrei erhob sich aus dem Haufen der Sieger. Aber die Pappenheimer zogen wiederholt voran. Da brach auch Friedrich von Scharfenstein mit seiner Schar aus einem Hinterhalt hervor und fiel dem Feinde in die Seite, und sein Auge schweifte mit dem Blicke eines Adlers umher. Er suchte seinen Todfeind auf dem Felde der Ehre: er sah ihn nicht. Seine Ungeduld wuchs mit jeder Minute, und er gab die Hoffnung auf, den Anstifter so vielen Unheils zu treffen. Da sah er eine bunte Feder im Morgenwinde wallen. Es mußte ein Offizier von hohem Range sein. Der Junker blickte in dessen Gesicht — Friedrich von Scharfenstein hatte sich nicht getäuscht: es war Hauptmann Schmidt. Er konnte sich nicht mehr

halten, und sein Herz war von hohem kriegerischem Mute beseelt.

„Voran, Soldaten!“ rief er aus, „hier ist Arbeit genug für mich und euch.“

Seine Schar drang ein, und es entstand ein mörderischer Kampf. Der Junker brach sich Bahn durch die Reihen der Feinde und er war glücklich: die Kugeln sausten an seinem Haupte vorüber, aber sie trafen nicht; heftige Säbelhiebe fielen auf ihn nieder, aber ihr Urheber bezahlte das Wagnis mit dem Leben. Der Edle stand vor seinem erbitterten Gegner.

„Die Zeit der Rache ist da,“ rief er aus. „Ergebt Euch auf Gnade und Ungnade, elender Schurke!“

Aber kaum hatte der Hauptmann seinen Gegner erkannt, so warf er sich ihm mit wütendem Ungestüm entgegen.

„Eine Kugel ist für dich zu gut,“ rief der Junker. „Entfliehe mir nicht!“

„Ich, ein Feigling!“ schrie Schmidt aus, den eine schreckliche Wut beim Anblicke des Edlen erfaßte, „ich räche an dir das Blut in der güldenen Krone, Elender!“

Da fuhr der Junker, mit dem Schwert weit auslangend durch die Luft, und sein Degen sauste mächtig, und er fuhr nieder auf den Scheitel des Gegners. Der Hauptmann wankte; doch erhob er sich

wieder, und ein Schlag auf des Edlen Haupt war eine kräftige fühlbare Antwort. Friedrich von Scharfenstein faßte frischen neuen Mut.

„Ihr gehört mir!“ rief er aus. „Ihr müßt Eure Frevel mit dem Blute büssen.“

„Du Milchbart!“ höhnte der Hauptmann und blickte mit grinsendem Lachen auf seinen jugendlichen Gegner.

„Nieder mit dem Schurken!“ schrie Friedrich von Scharfenstein laut. „Leben um Leben!“

Der schreckliche Kampf begann wieder, und des Junkers Mut läßt sich nicht beschreiben; aber auch sein Gegner hielt sich gut. Sie fochten mit Verzweiflung, und die Kugeln, die wie der Regen von allen Seiten tötlich niederfielen, trennten die beiden nicht. Der Hauptmann that einen Schlag; der Edle wich ihm geschickt aus. Da verließ der Stern des Glückes den Hauptmann, und eine Flintenkugel fuhr leicht streifend in seine linke Hand. Er zuckte und wandte sich auf die Seite. Der Junker hatte es gesehen. Mit der Schnelligkeit des Blitzes zuckte sein Schwert durch die Luft: es traf das Herz des Hauptmanns, und er fiel zu Boden und unter Verwünschungen hauchte er sein Leben aus.

Ein lauter Jubel erhob sich aus der Schar der Kaiserlichen, als der letzte Führer der Feinde fiel. Die Feinde wichen auf allen Seiten, und des Junkers Schar mähte mit dem Schwerte die Feinde

nieder. Es lagen die Gegner haufenweise umher; aber auch Viele aus dem kaiserlichen Lager mußten den Sieg mit ihrem Leben bezahlen. Nach wenigen Stunden war das Treffen entschieden, und die Gegner zerstreuten sich nach allen Seiten. Es hatte viel Blut gekostet und es ward von allen Seiten mit großer Erbitterung gefochten. Die Scharen, welche der Junker führte, jubelten wohl am lautesten. Sie hingen mit einer kindlichen Verehrung an dem Edlen.*) Er hatte zum glücklichen Ausgang des erbitterten Kampfes in den Straßen wohl am meisten beigetragen und er war vor keiner Gefahr zurückgebebt.

„Schmidt ist tot," sprach Friedrich von Scharfenstein in wehmütiger Stimmung — denn auch der Tod des Feindes ging ihm zu Herzen. „Ich habe als Soldat im Felde gehandelt, und nun werden Hildegard und der Ratsherr Ruhe haben."

Als die Stadt durch die Kaiserlichen erobert war, ward Friedrich von Scharfenstein zu Tilly gerufen. Er lobte des Junkers Tapferkeit und überreichte ihm das Patent eines Hauptmanns.

„Halte dich, wie dein seliger Vater, mein junger Freund!" sprach der Held mit lauter Stimme, „dann

*) Hauptmann Schmidt fiel, nachdem Dietrich von Falkenberg, von einer Kugel getroffen, am gleichen Ort von seinem Schicksal ereilt worden war. Die Geschichte gibt ihm das Zeugnis eines tapferen und sehr gewandten Offiziers. Siehe Dr. A. Heising a. a. O. S. 74.

wirst du ein Mann werden, der dem Kaiser, dem Vaterland, der Religion, der Menschheit — und sich selbst Ehre macht."

*
* *

Der Junker kam in das Liebfrauenkloster. Die Flammen hatten es verschont und die eifrigen Mönche, von mitleidigen kaiserlichen Soldaten unterstützt, hatten der brennenden Glut Einhalt gethan, und hier fand er den Ratsherrn mit Hildegard. Sie waren über seine Ankunft sehr erfreut. Auch der Domprobst Metternich war eingetroffen. Es war eine ernste Stunde, welche sie zusammenführte, und sie lebten mehrere Tage bei den menschenfreundlichen Mönchen im Kloster. Der Heldengeneral Tilly besuchte hier seine alten Freunde und Bekannten. Der Ratsherr schätzte sich glücklich über diesen Besuch, und der Domprobst fand sich durch die Gegenwart des greisen Helden sehr geschmeichelt. Er lobte des Edlen Mut und Tapferkeit.

„Er ist ein Mann geworden," sprach er mit Ernst, „er kann's noch weit bringen."

„Das höre ich gerne," sagte der Ratsherr lächelnd vor Freude.

„Ihr dürft aber auch nicht länger zaudern, dem Junker Eurer Tochter Hand zu geben," versetzte Tilly mit scherzendem Tone. „Er hat eine sichere Stellung und sein gewisses Auskommen."

„Ich kenne kein Hindernis mehr," fügte der Domprobst hinzu. „Unser Bruder dürfte einschlagen."

Der Ratsherr verstand den Wink, und nach einer kurzen Zeit war Hildegard eine glückliche Braut. Bei der Hochzeit ging's hoch her. Als aber der Domprobst nach Mainz zurückzog, schloß sich ihm der Ratsherr an, und Hildegard folgte ihnen. Friedrich von Scharfenstein diente noch viele Jahre in der kaiserlichen Armee. Er hatte sich vielfach ausgezeichnet und wurde als einer der tapfersten Offiziere im Heere betrachtet. Aber auch der Pfeifer ging mit gen Mainz. Sein abenteuerliches Leben vergaß er gründlich, als an Hildegards Seite liebliche Kinder heranwuchsen. Der Ratsherr und sein ehrwürdiger Freund starben alt und hochbetagt, nachdem sie alle Ursache hatten, Gott für ein ruhiges und glückliches Alter zu danken.

Inhalt.